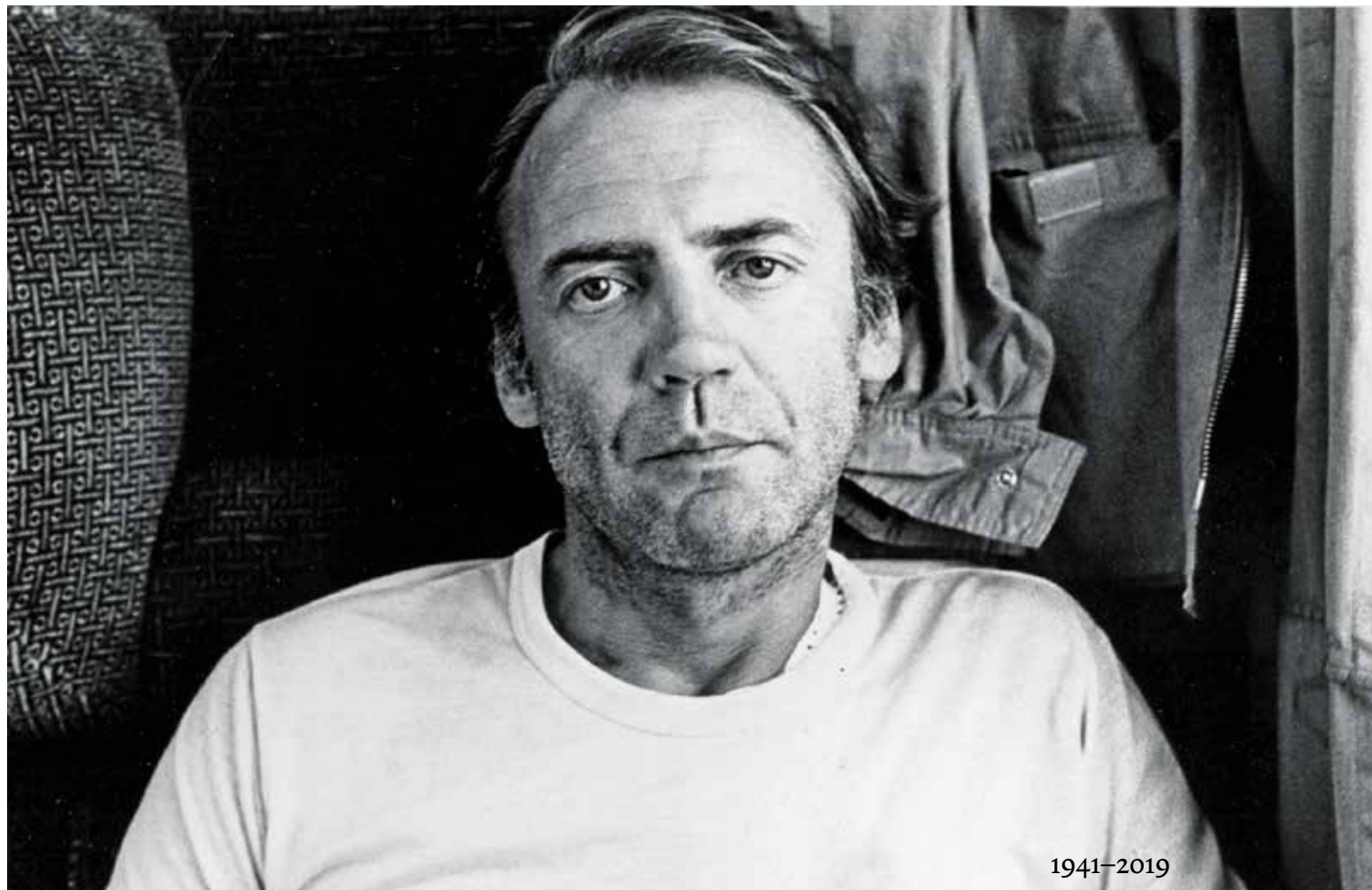


Corina Gredig: Die Frau, die Chantal Galladé rüberzog

Nummer 10 – 7. März 2019 – 87. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN

«Game of Thrones»
Starkritiker Denis Scheck
besucht den Autor
der US-Kultserie



1941–2019

Bruno Ganz: Die Bühnen des Lebens

Schweizer Jahrhundertschauspieler. *Von Michael Bahnerth*

Novartis-Pille für den Mann

CEO Narasimhan verschreibt 14 Wochen Vaterschaftsurlaub.
Von Christoph Mörgeli

Verschwörung gegen Trump

Der wahre Skandal der Mueller-Ermittlungen.
Von Sidney Powell

4 194407 006904 10





PATEK PHILIPPE
GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.

Eine Patek Philippe gehört einem
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,
aber eigentlich bewahrt man
sie schon für die nächste Generation.



Jahreskalender für Damen Ref. 4947R

Patek Philippe Boutique
at

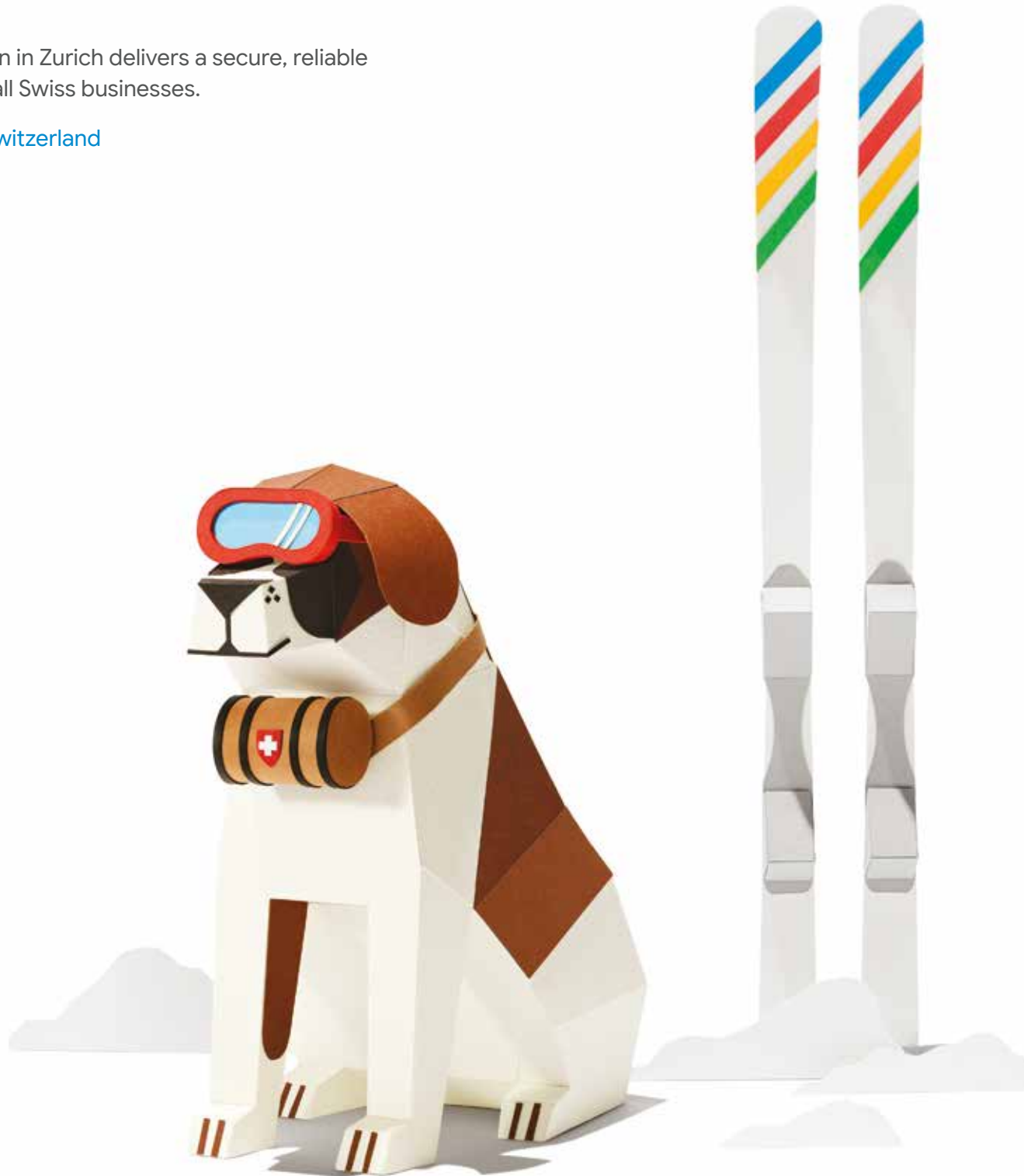
BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel: +41 (0)44 888 33 88
beyer-ch.com

Swiss businesses have a new best friend.

Our new cloud region in Zurich delivers a secure, reliable cloud that's loyal to all Swiss businesses.

cloud.google.com/switzerland





Galladé-Coup: Gemeinderätin Gredig.

Es war die Nachricht der Woche: Chantal Galladé, ehemalige Nationalrätin aus Winterthur, wechselt von der SP zu den Grünliberalen. Corina Gredig, eine Gemeinderätin aus Zürich und erst seit drei Monaten an der Spitze der kantonalen GLP, hatte den Parteiwechsel eingefädelt und sorgte damit national für Schlagzeilen. Was hat Gredig mit den Grünliberalen vor? **Seite 12**

Charles Graeber ist auf Schurken spezialisiert. Sein Buch «The Good Nurse» über den grössten Serienmörder Amerikas stürmte die Bücher-Charts, da nahm Graeber bereits einen noch grösseren Schurken ins Visier: Krebs – eine Krankheit, die sich verändert, mutiert und nicht zu packen ist. Seit über hundert Jahren gehen Wissenschaftler der Frage nach, wie unser körpereigenes Immunsystem für den Kampf gegen Krebs mobilisiert werden kann. Inzwischen liegen bahnbrechende Erkenntnisse vor. Vier Jahre lang hat Graeber recherchiert. Nun liegt sein neustes Werk vor: «Durchbruch» heisst es auf Deutsch. Die Kritik in den USA lobt das Buch in den höchsten Tönen. Für die *Weltwoche* fasst der Autor die Highlights zusammen. **Seite 22**

Im Juni 2018 wurde die Präsidialberaterin von Bundesrätin Doris Leuthard (CVP), die frühere CVP-Frauenpräsidentin Brigitte Hauser-Süess, in die Pension verabschiedet. Jetzt ist die 64-jährige Oberwalliserin zurück und zieht die Fäden als persönliche Mitarbeiterin von Verteidigungsministerin Viola Amherd. Wer ist diese Frau, die als Politikerin scheiterte, aber dank Beziehungsnetz und Anpassungsfähigkeit unter den Bundesrätinnen Ruth Metzler, Eveline Widmer-Schlumpf und Doris

Leuthard diente und inzwischen zu einer Art Königinnenmacherin geworden ist? **Seite 32**
 Seit bald zwei Jahren dreht er jeden Stein um. Nun ist jeden Tag mit dem Bericht von Sonderermittler Robert Mueller zu rechnen. So viel scheint klar. Es gab keine geheimen Absprachen zwischen Trump und Russland, um die Präsidentschaftswahlen zu beeinflussen. Klar ist auch: «Das «Komplott» gegen den Präsidenten war von Mitarbeitern der Demokratischen Partei und ranghohen Trump-Feinden im Weissen Haus, in FBI, CIA und dem Justizministerium ausgeheckt worden», schreibt Sidney Powell. Powell war Staatsanwältin und Abteilungsleiterin im US-Justizministerium unter neun Justizministern beider Parteien. Für die *Weltwoche* legt sie Fakten vor, die von den meisten Medien ausgeblendet werden. **Seite 42**

Millionen von Fans weltweit warten gespannt auf die achte und letzte Staffel von «Game of Thrones», jenem genialen Fantasy-Epos um Herrschaft, Macht und Intrigen. Die Serie ist in ihrer Komplexität und Tiefe eine moderne Version von Tolstois «Krieg und Frieden» – wer sich einmal in diese fantastische Welt hineinversetzt hat, wird süchtig danach. Das alles ausgedacht hat sich der Schriftsteller George R. R. Martin. Literaturkritiker Denis Scheck ist mit dem weltbekannten Autor befreundet, der mit seinem Vollbart und der Lederjacke selbst eine Figur aus Westeros sein könnte – so heisst der Kontinent, wo das Drama seinen Lauf nimmt. Scheck ist überzeugt: «Aus «Game of Thrones» kann man mehr über den politischen Alltag erfahren als aus der Zeitung.» **Seite 50**
Ihre Weltwoche

**GESTRESST?
 ÜBERFORDERT?
 ERSCHÖPFT?**

ZEIT FÜR EINE AUSZEIT.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld
 und ein umfassendes medizinisches
 Angebot dafür.

SEEKLINIKBRUNNEN

Seeklinik Brunnen | Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen
 T 041 825 48 48 | www.seeklinik-brunnen.ch
 Ein Klinikum der AMEOS Gruppe

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
 Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
 E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,
 leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
 E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
 Jahresabonnement Inland Fr. 334.– (inkl. MwSt.)
 Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
 Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.),
 Beat Gygi (*Wirtschaft*)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
 Michael Bahnerth, Rico Bandle (*Leitung Kultur*),
 Alex Baur, Erik Ebneter, Katharina Fontana,
 Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser,
 Christoph Mörgeli, Florian Schwab,
 Roman Zeller (*Volontär*)

Redaktionelle Mitarbeiter:
 Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
 Silvio Borner, Henryk M. Broder,
 Peter Hartmann, Pierre Heumann,
 Andreas Honegger, Mark van Huisseling,
 Hansrudolf Kamer, Peter Keller,
 Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl,
 Franziska K. Müller, Matthias Matussek,
 Daniela Niederberger, Linus Reichlin,
 Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi,
 Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht,
 Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp,
 Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger,
 Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*),
 Tamara Wernli, Max Wey,
 Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
 Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Layout: Daniel Eggspühler (*Art-Director*),
 Karin Erdmann
Bildredaktion: Jasmin Karim (*Assistentin*),
 Sebastian Scholz (*Assistent*)
Korrektur: Cornelia Bernegger (*Leitung*),
 Viola Antunovits, Renate Brunner,
 Nadia Ghidoli, Sandra Noser,
 Katharina Dillier, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),
 Inga-Maj Hojajj-Huber

Verlagsgeschäftsführer: Guido Bertuzzi
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),
 Gabriel Lotti, Brita Vassalli
Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
 Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
 E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: Jonlinio GmbH
Tarife und Buchungen: weltwoche@jonlinio.com
Druck: Print Media Corporation, PMC,
 Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
 Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



Schöne Erinnerungen: Steffi Graf. Seite 40



Epos unserer Zeit: «Game of Thrones». Seite 50



«Ich fahre jeden Morgen mit Freude ins Büro, weil ich schon bei der besten Bank arbeite.»

Martin Scholl: Seite 36

Titelgeschichte

- 16 **Bruno Ganz**
Die Rolle seines Lebens

Kommentare & Analysen

- 8 Editorial
- 9 Kommentare
Die Wendigen
- 10 EU L'Europe c'est moi
- 10 **Energiewende**
Populismus der Antipopulisten
- 11 **Eilmeldung**
Professoren erster Klasse
- 12 **Kopf der Woche** Corina Gredig:
Die Frau, die Chantal Galladé rüberzog
- 20 **Essay der Woche**
Orientierung am Mittelmass
- 12 **Zeitgeist**
Seid nicht Greta, seid Steve Jobs!
- 24 **Mörgeli** Rote Schleier lichten sich
- 24 **Bodenmann**
Metzgersfrau aus dem Aargau
- 25 **Medien**
Von Untergang zu Untergang
- 25 **Die Deutschen** Urgestein

Inland

- 30 **Rahmenabkommen**
Das Gerede vom Marktzugang
- 31 **Europa** Beitrittskandidat Schweiz
- 32 **Brigitte Hauser-Süess**
Strippenzieherin im Hintergrund

- 34 **Frauenquote**
Parität mit der Brechstange
- 35 **Internationaler Frauentag**
Pionierin Clara Zetkin
- 38 **La Punt Chamues-ch** Umstrittenes
Vierzig-Millionen-Projekt

Ausland

- 42 **Verschwörung gegen Trump**
Faktencheck von Sidney Powell
- 44 **Frühling in Frankreich**
Nachwuchspolitiker gegen Macron
- 45 **Inside Washington**
Schlaues Kalkül
- 46 **Beschränkter Revolutionär**
Labour-Chef Jeremy Corbyn
- 47 **Boualem Sansal** Der algerische
Schriftsteller über sein Land

Wirtschaft & Wissenschaft

- 22 **Forschung**
Durchbruch im Kampf gegen Krebs
- 28 **Novartis** Der Pharmakonzern setzt
Politik und KMUs unter Druck
- 36 «Wir haben einiges gewagt»
ZKB-Chef Martin Scholl

Kultur & Gesellschaft

- 40 **Steffi Graf** Begegnung
mit der Tennis-Legende
- 48 **Ikone der Woche**
Angela Merkel

Literatur-Extra

- 50 **George R. R. Martin, Niko Stoifberg, Carl Albert Lossli, TC Boyle, Barbara Honigmann etc.**

Rubriken

- 9 **Im Auge** Bryce Harper
- 14 **Personenkontrolle**
- 15 **Nachruf** Keith Flint
- 26 **Darf man das?**
- 26 **Leserbriefe**
- 27 **Fragen Sie Dr. M.**
- 59 **Sprache** Seid stark
- 60 **Die Bibel** Gott erkennen
- 60 **Kino** «The Old Man & the Gun»
- 61 **Knorrs Liste**
- 61 **Jazz** Vijay Iyer / Craig Taborn
- 62 **Thiel** Energievogt
- 62 **Namen**
Rosenkrieg um die «Herzbaracke»
- 62 **Fast verliebt** Rockstars in Chitin
- 63 **Unten durch** Katzenbürste
- 64 **Wein** Rotes Österreich
- 64 **Salz & Pfeffer** König des Salsiz
- 65 **Auto**
Bernhard Russi, Subaru-Botschafter
- 66 **Tamaras Welt**
Der gemeinste Witz überhaupt

jura[®]



TURNIERSIEGE

Mit Deinem Triumph in Dubai feierst Du den 100. ATP-Turniersieg in Deiner grossartigen Karriere und schreibst ein weiteres Kapitel Sportgeschichte.

Herzlichen Glückwunsch, Roger! Wir sind tief beeindruckt von Deinen Leistungen und stolz darauf, mit Dir als Markenbotschafter JURA in die Welt hinaustragen zu dürfen.

JURA und Roger Federer – Schweizer Präzision und Höchstleistung

www.jura.com

Schweizmüde Manager

In Bern geben Wirtschaftsführer den Ton an, denen die Schweiz egal ist. *Von Roger Köppel*

Vor Sessionsbeginn habe ich mich in Literatur zum 19. Jahrhundert in der Schweiz gestürzt, das Heldenzeitalter des Liberalismus, Alfred Escher, Gotthardbahn, Kreditanstalt, Versöhnung mit den Verlierern des Sonderbundskriegs, Selbstbehauptung der jungen, bahnbrechenden Demokratie gegen die arroganten, sich dauernd einmischenden Monarchen und Potentaten des europäischen Umlands.

Damals war die Schweiz, anders als angeblich heute, noch nicht von Freunden umzingelt, sondern von morschen, feindseligen Königreichen, die den neugeborenen, dynamischen Bundesstaat zu Recht als Bedrohung ihrer herrenreiterlichen Allüren und Staatsordnungen empfanden.

Die Provokation Schweiz bestand darin, dass hier eine Nation, die eigentlich gar keine Nation im Sinne einer halbwegs homogenen Abstammungsgemeinschaft war, sondern ein bunter Verbund von unterschiedlichen Konfessionen, Sprachgruppen und Mentalitäten, auf der Grundlage eines freiheitlichen demokratischen Rechtsstaats die Selbstregierung ausrief.

Die Schweiz regiert sich selbst.

Das war die Kampfpapare der Liberalen, das bei allen Meinungsverschiedenheiten verbindende Grundprinzip der Politik. Diese Schweizer waren nicht bereit, nach der Pfeife der anderen zu tanzen, sondern sie sahen die Notwendigkeit und kämpften auch dafür, ihre Selbstregierung zu festigen, wirtschaftlich zu untermauern und notfalls militärisch gegen aussen zu verteidigen.

Es war eine gefährliche Zeit. Die heutigen EU-Kommissare um den lustigen Jean-Claude Juncker sind Chorknaben, verglichen mit den schwerbewaffneten Napoleons, den Friedrich-Wilhelms, Metternichs und Bismarcks, die der Schweiz schon damals dynamisch ihre Rechtsvorstellungen aufnötigen und befehlen wollten. Es hätte Millionen von Gründen gegeben, sich in die ausgestreckten Greifarme der auswärtigen Konkurrenz fallen zu lassen, sich unter das fürsorgliche Joch dieser europäischen Aristokraten-Oligarchie zu werfen.

Die Schweizer aber wehrten sich, sie sagten nein.

Nicht nur die Bürgerinnen und Bürger, die zunächst noch eher wenig zu sagen hatten, sondern vor allem die Eliten, die Unterneh-

mer, Manager gab es noch kaum, die Politiker, die Bundesbarone von Bern, dieser grossartig selbstbewusste Parlamentarier-Adel, der zunächst so noch gar nichts wissen wollte von direkter Demokratie, von Initiativen und Referenden, von einer drohenden «Pöbelherrschaft», wie die Stars des frühen Bundesstaats zu Unrecht fürchteten. Eines aber war ihnen immer klar: Die Schweiz ist unabhängig, oder sie ist nicht mehr die Schweiz.

Die angstschlotternden Politiker und Wirtschaftsbürokraten, die heute in Panik verfallen, sobald die EU mit Sanktionen droht, die sie dann doch nicht umsetzt, reden sich ein,



Alfred Escher: Heldenzeiten.

man könne die Zeiten nicht vergleichen, die Schweiz sei doch inzwischen viel verwundbarer als damals. Solche Sätze sind in Bern tatsächlich zu hören. Sie dokumentieren die durchschlagende geschichtliche Ahnungslosigkeit der Leute, die mit solchen Aussagen hantieren, die sich damit irgendwie beruhigen, ihre Geducktheit gegenüber dem Ausland vor sich selbst und anderen rechtfertigen wollen. Indem sie die Leistungen und Herausforderungen ihrer Vorfahren kleinreden, vernichtigen.

Nase voll?
Ein Fall für
uns.

Hals-, Nasen-, Ohrenchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.

Die Wahrheit ist: Die Schweiz zu Zeiten Eschers war unendlich gefährdeter, über weite Strecken ein Armenhaus, rückständig, konfessionell gespalten, universitätsmässig vor-modern, frisch verwundet nach einem Bürgerkrieg, institutionell noch keineswegs gefestigt mit *gilet jaunes*-artigen Aufständen auf dem Land und darüber hinaus militärisch und diplomatisch bedroht von Mächten, die nicht mit der teilweisen Beschneidung studentischer Austauschprogramme drohten oder mit der vorläufigen Nichtanerkennung einer Börsenäquivalenz, was immer das ist, sondern mit Kanonen, Truppeneinmarsch und Besetzung.

Obwohl oder gerade weil sie viel mehr zu verlieren hatten, nämlich ihren Staat und ihre Würde, vielleicht sogar ihr Leben, zeigten diese wackeren Ur-Freisinnigen um Escher dem lauernden Ausland die Zähne. All ihre Bahnbauten, ihre Bankgründungen, ihre Versicherungen und Staudämme, die sie in Rekordzeit aus dem Boden und den Bergen stampften, dienten vor allem einem Ziel: Es ging darum, die Lebensgrundlagen des jungen, so umstrittenen und angefeindeten Staatspflänzchens zu sichern, dieses fragile Gebilde möglichst rasch sturmfest zu machen gegen die internationale Politik, gegen die Zudringlichkeiten fremder Machteinflüsse. Wer sich ernsthaft einbildet, heute hätte es die Schweiz schwerer, lebt in der Filterblase eines Wohlstands, der dank dem vergessenen Mut dieser Pioniere überhaupt erst zustande kam.

Der grösste Unterschied zu heute liegt darin, dass ein Escher zwar bis fast zum Schluss ausgezeichnet rechnen konnte, aber niemals mit dem Taschenrechner Aussenpolitik betrieb. Inzwischen wird Bern von Leuten bevölkert, die unsere Staatssäulen an die EU verhöckern wie Altglas auf dem Flohmarkt. Die Loyalität geht nicht zum Land, sie geht zum eigenen Portemonnaie. Der geistige Horizont endet bei den nächsten Quartalszahlen: Wie viele Pillen mehr verkauft unsere Pharmaindustrie in Europa, wenn wir die Schweiz fremden Richtern unterstellen? Wie viele Geschirrspüler zusätzlich dürfen wir gnädigerweise in den EU-Binnenmarkt liefern, wenn wir unseren verfassungsmässigen Gesetzgeber, Volk und Stände, durch europäische Funktionäre ersetzen?

Das sind die Fragen, die gegenwärtig in Bern hitzig und in vollem Ernst diskutiert werden. Die Schweiz ist zu einer Demokratie des Taschenrechners geworden, zu einem Staat mit Preisschild. Die Bundesverfassung gilt nur noch unter dem Vorbehalt mutmasslicher Umsatzeinbussen einer Exportindustrie, die offenbar ihre eigenen Rekordzahlen nicht mehr verkraftet. Es sieht so aus, als ob in der Schweizer Politik und Wirtschaft mittlerweile Leute den Ton angeben, die von der Schweiz keine Ahnung haben und denen die Schweiz egal ist.

Die Wendigen

Von Katharina Fontana — Politik ohne eine Portion Opportunismus funktioniert nicht. Doch was derzeit bei Klima und Rahmenabkommen geschieht, sprengt den üblichen Rahmen.



Hohle Worte: SP-Delegiertenversammlung.

Als der liebe Gott den Menschen schuf, muss er neben dem Normaltypus noch eine weitere Spezies mit spezieller Wendigkeit geschaffen haben: den Politiker. Politiker sind Personen, die immer vorausschauen, zumindest bis zur nächsten Wahl, aber fast nie zurück und deshalb häufig nach dem Motto leben: «Was kümmert mich mein Geschwätz von gestern». Das zeigt sich in diesen Tagen besonders deutlich. Positionen, noch vor kurzem leidenschaftlich verteidigt, fallen wie Dominosteine, vor wenigen Wochen unerbittlich hingeknallte Ansagen entpuppen sich heute als hohle Worte.

Rote Linien werden zur Lachnummer

Das Lob der SP für die mit der AHV gekoppelte Unternehmenssteuerreform, die die Genossen unlängst noch als «Steuer Geschenke für die Grossen» geisselten, gehört ebenso in diese Sammlung wie die plötzliche ökologische Erleuchtung der FDP, die schwer unter den «Fuck de Planet»-Klimaprotesten von Teenagern leidet. Besonders auffällig ist die Beweglichkeit der Politiker beim institutionellen Rahmenabkommen. Die vielen roten Linien, die die Parteien einst gezogen haben und nun leichtfüssig überschreiten, lassen sich schon fast nicht mehr zählen; wer künftig in einer Diskussion noch mit roten Linien argumentiert, macht sich zur Lachnummer.

Vor wenigen Tagen haben die Freisinnigen das getan, was allgemein von ihnen erwartet wurde, wenn auch nicht in diesem zackigen Tempo: Sie sagten bedingungslos ja zum Rahmenabkommen, dem sie letztes Jahr noch die kalte Schulter zeigten, und zwar «aus Vernunft», denn die FDP versteht sich schliesslich als Partei der Vernunft.

Diese Woche ist es nun die SP, die im Europa-Fokus steht. Nach dem Parteiwechsel der langjährigen Genossin Chantal Galladé, die sich neuerdings mehr vom intellektuellen EU-Fanclub der Grünliberalen angezogen fühlt als von Gewerkschaftern und Bauarbeitern, liegt man sich in der SP grad mächtig in den Haaren. Und steht kurz davor, die bisherige, wie ein Bollwerk aufgezugene Position – «Ohne eigenständigen Lohnschutz kein Rahmenabkommen mit der EU!» – zu räumen. Die SP will jetzt mit der FDP und der sich etwas zierenden CVP, die sich noch im «Ja, aber»-Lager verortet, Gespräche führen.

Die Frage lautet also nur noch, wie hoch der Preis der SP sein wird: Lässt sie sich ihre Zustimmung zum EU-Vertrag mit einem ausgebauten Kündigungsschutz erkaufen? Mit einer Ausweitung der Gesamtarbeitsverträge? Bisher nicht bewegt hat sich die SVP: Die Volkspartei bleibt bei ihrem kategorischen Nein zum Rahmenabkommen und dürfte, da ihr derzeit andere zugkräftige Themen fehlen, über dieses Alleinstellungsmerkmal im Wahljahr nicht unglücklich sein.

Nun ist Politik nichts für Prinzipienreiter und Dogmatiker. Dass Parteien schlechthin unhaltbare Positionen aufgeben und ungern in Schlachten ziehen, die schon verloren sind, kann man verstehen. Und dass man als Parlamentarier im kleinen Stil opportunistisch agiert, ebenso, denn sonst kommt man auf keinen grünen Zweig. Doch muss man deshalb geradezu zum Wendehals werden? Soll man das, was einen ausmacht und verankert, wegen einer augenblicklichen Stimmungslage über Bord werfen?

Man darf doch auch von Parteien eine gewisse Grundsatztreue erwarten – konkret etwa, dass die liberalen Freisinnigen nicht plötzlich für Flugticket-Abgaben eintreten oder dass die Sozialdemokraten den hiesigen Lohnschutz nicht an den binnenmarktfreundlichen Europäischen Gerichtshof abtreten. Bleibt die Frage, wie ein solches Irrlichtern bei den Wählerinnen und Wählern ankommt.

Messi und Mädchen



Bryce Harper, selbst erfüllte Prophezeiung.

Was wird 2032 sein in den USA? Trump ist nicht mehr Präsident, Madonna singt nicht mehr, vielleicht, und wer war Lionel Messi? Aber Bryce Aron Max Harper wird mit Gotteshilfe noch den Schläger schwingen in diesem Spiel, von dem der Rest der Welt glaubt, es bestehe hauptsächlich aus Picknick, Popcorn, Coke und herumstehenden Impioniergestalten.

Harper hat gerade einen 13-Jahres-Vertrag mit den Philadelphia Phillies unterschrieben über die Rekordsumme von 325 Millionen Dollar. Harper ist 26 Jahre alt. Er wurde berühmt schon mit 16, als ihn *Sports Illustrated*, die Bibel des Sports, mit Flaum am Kinn auf die Titelseite setzte und er im Interview sagte, er möchte «als grösster Baseballspieler, der jemals lebte», in die Geschichte eingehen. Ein Trainer schilderte, wie der baumlange Schüler den Ball unglaubliche 570 Fuss, rund 174 Meter, weit gedroschen habe, weit auf die Parkplätze hinaus. Bevor er sich ins Klassenzimmer der Highschool setzte, betete Bryce als gläubiger Mormone jeden Morgen im Religionsunterricht. Und er war viel unterwegs als herumgereichtes Wunderkind, an 80 bis 130 Tagen pro Jahr. Die Familie lebt, bis heute, in einem Vorort von Las Vegas. Der Vater, ein glanzloser früherer Baseballer, war Stahlarbeiter und trainierte seine beiden Jungen privat nach dem Mozart-Prinzip.

Als Bryce von den Washington Nationals 2010 den ersten Profivertrag erhielt, als jüngster Spieler aller Zeiten, pokerte sein Agent bis 26 Sekunden vor Ablauf der Frist um die 9,9 Millionen Dollar. Im dopingverseuchten US-Profisport steht Harper, der als Mormone keinen Alkohol und nur gelegentlich einen Kaffee trinkt, als eine moralische Ikone. Er ist mit seinem School-Sweetheart Kayla Varner verheiratet. Sie verlobten sich 2014, liessen aber die Hochzeit im Januar 2015 unkommentiert platzen, ihr Beziehungsgeflüster in den sozialen Medien löschen und traten vor zwei Jahren doch vor den Altar. Sie spielte als Studentin dieses langweilige Spiel für Mädchen und Messi, Fussball. Peter Hartmann

L'Europe, c'est moi

Strafen, Kontrollen, Bürokratie: Macrons Europa erinnert fatal an die alte EU. Nur schlimmer.

Daheim mag der Lack abgeplatzt sein, aber im Ausland vermag Emmanuel Macron noch zu verzaubern. Erwartungsgemäss fielen weite Teile von Europas medialem und politischem Establishment ins Schwärmen, als sie am Dienstag den Appell des französischen Präsidenten zur Reform der EU lasen.

Wie es sich für einen Staatschef mit gottähnlichen Allüren geziemt, wählte Macron die ganz, ganz grosse *grande geste*: Diesmal wandte sich Jupiter nicht nur an die Franzosen – diese hören ihm ohnehin nicht mehr zu. Diesmal waren es sämtliche 500 Millionen Europäer, zu denen er vom Olymp herab sprach – via 28 Zeitungen, flächendeckend über den ganzen Kontinent.

Französische Normen

Nehmen wir, zu Macrons Gunsten, einmal an, dass ihn wirklich die Sorge um Europa antreibt – und nicht die Angst vor den lästigen Gelbwesten: Was hat er konkret gesagt? Da ist zum einen ein bisschen Selbstkritik, und zum anderen sind es gigantische Pläne, die die Einrichtung von fünf neuen supranationalen Behörden einschliessen – von einem Investitionsrat über eine Agentur zum Schutz der Demokratie (darauf muss man erstmal kommen) bis hin zu einer europäischen Klimabank.

Hört man genauer hin, bleibt von der anfänglichen Selbstkritik nicht mehr viel übrig. Denn schuld am schlechten Zustand Europas ist nach Macrons Worten – Europa. Europa habe nicht angemessen auf die Schutzbedürfnisse der Völker reagiert. Europa? Etwa die geologische Landmasse zwischen Portugal und Polen? Nicht Angela Merkel und ihre Grenzöffnung, nicht Jean-Claude Juncker und seine Migrantquote, nicht Emmanuel Macron, der abermals Flüchtlingssolidarität einfordert?

Nimmt man die Aufgaben der neuen Agenturen unter die Lupe, reduzieren sich Macrons kühne Pläne auf Altbekanntes: Kontrollen, Vorschriften, Strafen, Bevormundung, Sanktionen und – natürlich – noch mehr Bürokratie. Mit anderen Worten: Genau jene Eigenschaften also, die aus der EU schon jetzt jenen von Macron beklagten «seelenlosen Markt» machen. Es ist ein französisches Europa, geformt nach dem Vorbild des französischen Zentralstaates, der keine Abweichungen von der Norm gestattet. *L'Europe, c'est moi*.

Wolfgang Koydl

Populismus der Antipopulisten

Von Alex Baur — CO₂ ist der grosse Renner im Wahljahr 2019. Politiker von links bis rechts setzen wieder einmal die Naturgesetze ausser Kraft und versprechen das Blaue vom Himmel.

Kürzlich rechnete der *Tages-Anzeiger* vor, dass die Stromproduktion mit Wasser infolge verschärfter Umweltauflagen trotz dem Bau neuer Kraftwerke längerfristig sinken werde. Von den 800 im Rahmen der Energiewende geplanten Windmühlen wurden bislang 37 gebaut; neue Projekte scheitern am Widerstand von Umweltschützern und Anwohnern. Das Bundesamt für Energie musste derweil einräumen, dass die Windverhältnisse in der Schweiz schlechter sind als bisher angenommen. Bei einem miserablen Nutzungsgrad von 17,8 Prozent stehen die Räder die meiste Zeit still. Und allmählich dämmert doch dem einen oder andern, dass Solarpanels im Winter, wenn man sie am ehesten gebrauchen könnte, praktisch keinen Strom liefern. Die Geothermie, einst ein zentrales Element der Energiewende, wurde längst abgeschrieben. Gestiegen ist nur der Konsum.

Die im Wahljahr 2011 nach der Kernschmelze von Fukushima eiligst durchgepeitschte Energiewende ist gescheitert, bevor sie richtig angefangen hat. Dabei mangelt es nicht an technologischer Innovation und auch nicht am guten Willen. Das Problem liegt bei den unbestechlichen Gesetzen der Natur. Erstens: Die Energiedichte von Sonne, Wind, Erdwärme oder Biomasse ist extrem gering; der klägliche Ertrag steht in einem krassen Missverhältnis zum Verschleiss an Ressourcen (Fläche, Rohstoffe, Manpower). Zweitens: Die Energie von Wind und Sonne fällt selten dann an, wenn man sie braucht; da Speicher in der dafür benötigten Grössenordnung weder ökonomisch noch ökologisch zu verantworten wären (siehe erstens), ist der wind-solare Flatterstrom auf dem Markt faktisch wertlos.

Weg in die Abhängigkeit

Jeder, der auch nur über rudimentäre Kenntnisse der Physik verfügt, hätte das Fiasko voraussagen können. Tatsächlich steckt hinter der Energiewende ein verantwortungsloser Populismus, wie man ihn in der Schweiz zuvor kaum je erlebt hat. Von links bis rechts versprachen besonders jene Politiker, die den Populismus am lautesten verdammten, ihren Wählern das Blaue vom Himmel: Die von der Natur zum Nulltarif gelieferte saubere Energie würde Innovation und Arbeitsplätze schaffen und die unheimliche Atomenergie überflüssig machen. Mit einer CO₂-Steuer sollten die Leute zum Sparen gezwungen werden. Das klang so lange gut, bis die Leute merkten, dass sie selber gemeint waren.

Im März 2015 lehnte das Volk mit rekordverdächtigen 92 Prozent Nein-Stimmen eine von den Grünliberalen geforderte Energiesteuer ab. Wohlweislich vertagte Energieministerin Doris Leuthard (CVP) die CO₂-Steuer auf später, um ihre Energiewende nicht zu gefährden. Doch im Jahr 2019 stehen wieder Wahlen an. Gemäss Umfragen droht, wie 2011, ein Durchmarsch der Grünen. Und plötzlich ist die FDP wieder offen für eine CO₂-Steuer, die sie im letzten Jahr noch abgelehnt hat. Energieministerin Simonetta Sommaruga (SP) zeigt sich «beeindruckt» von der «Klimajugend», beschwört die «CO₂-Neutralität» und einen «Schulterschluss in der Klimapolitik, damit die Umwelt, aber auch die Arbeitnehmenden und die Bevölkerung profitieren».

Bittere Realität ist aber: Will man von den fossilen Brennstoffen wegkommen, muss man mehr Strom produzieren. Ein CO₂-Ablass hilft dabei nicht weiter. Denn die Elektrizität ist das Letzte, auf das die Menschen verzichten. Es braucht neue Kraftwerke. Bereits heute bestehen im Winter Versorgungslücken. Fallen auch noch die Atomkraftwerke dies- und jenseits des Rheins weg, gibt es zwei Varianten, um den Blackout zu verhindern: Kohlestrom importieren oder Gaskraftwerke bauen. Die weitgehend autarke und emissionsfreie Stromversorgung der Schweiz wird damit als Folge der Energiewende definitiv Geschichte.



«Schulterschluss»: SP-Bundesrätin Sommaruga.

Professoren erster Klasse

Von Florian Schwab — Die kantonale Aufsicht hat gravierende Mängel bei den Finanzen der Universität St. Gallen festgestellt. Führungsgremien wollten die Missstände an der HSG unter dem Deckel halten.



«Grundlegender Kulturwandel»: HSG-Rektor Bieger (l.), Bildungsdirektor Kölliker.

Kürzlich machte das *St. Galler Tagblatt* Details aus einem Geheimbericht der kantonalen Finanzkontrolle publik. Gegenstand ihrer Untersuchung: das Finanzgebaren sämtlicher Institute der Universität St. Gallen (HSG) im Jahr 2017. Die Vorfälle, welche der Bericht aufdeckt, sind teilweise frappant. So schreibt das universitätsweit geltende Spesenreglement den HSG-Angestellten vor, Economy Class zu fliegen. Trotzdem haben Mitarbeiter des Instituts für Customer Insight auf Interkontinentalflügen, für die ein Ticket schnell fünfstelliger Beträge kostet, First Class gebucht. Die genauen Flugstrecken und Summen sind dem *Tagblatt* ebenso wenig zu entnehmen wie die Namen der First-Class-Professoren. Wie Eingeweihte gegenüber der *Weltwoche* bestätigen, ist der Personenkreis der drei Institutsdirektoren betroffen. Diese machen auf Anfrage keine weiteren Angaben zu den fraglichen Flügen und begründen auch nicht, wer von ihnen warum erste Klasse fliege – als wären sie nicht kantonale Angestellte, sondern CEOs von milliardenschweren Grossunternehmen.

Ein zweiter Fall betrifft Professorin Heike Bruch, Direktorin am Institut für Personalmanagement. Ihre HSG-Einrichtung vergab im Jahr 2017 Coaching-Aufträge für 117 000 Franken an die Firma Energy Factory, deren Gründerin und Verwaltungsratspräsidentin

Institutschefin Bruch selber ist. Dass hier Interessenkonflikte bestehen können, liegt auf der Hand. Bruch sagt, ihr Institut finanziere grosse Teile der Forschung durch Weiterbildungsprogramme für Praktiker, wie etwa Führungskräfte-seminare. Diese Weiterbildungsprogramme würden «ausschliesslich mit externen Dozenten, Trainern und Coaches» durchgeführt – «auf Honorar-Basis, unter anderem durch speziell ausgebildete Coaches der Energy Factory».

Weiter listet das *Tagblatt* kleinere Verfehlungen auf: Seminare auf Mallorca oder über 500 Franken teure Übernachtungen in Fünfsternehäusern. Und ausgerechnet im Institut für Accounting und Controlling, von Haus aus für die Lehre des über jeden Zweifel erhabenen Finanzgebarens zuständig, unterschreibt der Direktor seine eigenen Kreditkartenspesen gemeinsam mit der ihm untergebenen Sekretärin. Für seine Veröffentlichung hat das *Tagblatt* eine Auswahl von elf Instituten getroffen – laut Insidern soll die Finanzkontrolle bei ihren Stichproben aber in so gut wie jedem der dreissig Institute Missstände aufgedeckt haben. Viele davon betreffen die zu wenig saubere Trennung zwischen den privaten Interessen der Institutsdirektoren und den öffentlichen Interessen der Universität.

Noch am 17. Januar tat die Universität St. Gallen so, als gebe es in ihren Mauern nur einen ver-

einzelten Spesenskandal betreffend Professor Peter Sester. Der Wirtschaftsjurist hatte in den Jahren 2017 und 2018 rund 120 000 Franken an zweifelhaften Spesen bezogen. Rektor Thomas Bieger flötete in einem Zeitungsinterview, wegen des Falls sei «nochmals extra genau hingeschaut» worden. Seines Wissens gebe es «bei anderen Instituten keinen weiteren besonderen Handlungsbedarf». Da kannte der Rektor längst die Befunde des vom 13. November datierten Schlussberichts der Finanzkontrolle.

Für alles ein Kässeli

Offenbar beteiligte sich sogar Biegers oberster Chef, Regierungsrat Stefan Kölliker (SVP), am Zudecken der Missstände. In einem am 24. November im *Tagblatt* erschienenen Interview gab er sich als Aufklärer. Bereits 2011 habe er eine Überprüfung der Spesen an der HSG verlangt. «Das ist Führungsverantwortung, aber damit exponiert man sich eben auch.» Die Überprüfung damals «habe keine wesentlichen Mängel ergeben». Über den neuen Bericht schwieg sich Kölliker aus, obwohl er zumindest über die neue Untersuchung Bescheid wusste oder gar deren Schlussbericht kannte. Er sei erst «am 6.12.2018 anlässlich des ordentlichen Jahresgesprächs mit dem Leiter der Finanzkontrolle» über den Bericht informiert worden, sagt er der *Weltwoche*. Mitte November wurde das sensible Dokument an das Sekretariat des Universitätsrates geschickt, den Stefan Kölliker präsidiert.

Hätte sich nicht der *Tagblatt*-Informant ein Herz gefasst, dann wären die Details wohl nie ans Licht gekommen. Bei normalem Gang der Dinge hätte sich die Finanzkommission des Kantonsrats über den Bericht gebeugt, es bei einer Ermahnung an die HSG-Gremien und bei ein paar nebulösen Andeutungen gegenüber der Öffentlichkeit belassen: Es habe ein kleines Problem gegeben, das sei aber mittlerweile gelöst.

Unter dem Druck der Öffentlichkeit versprach die HSG letzten Freitag, dass die Finanzen sämtlicher Institute nochmals komplett auf durchleuchtet werden. Mit der Prüfung wird jeweils der eigene «geschäftsführende Ausschuss» des Instituts betraut – eine Art Verwaltungsrat, in welchem neben Honoratioren aus Politik, anderen Universitäten und wenigen Praktikern vielfach vor allem HSG-Professoren aus anderen Instituten sitzen. Man darf einen schonungsvollen Umgang untereinander und mit sich selbst erwarten.

In naher Zukunft gedenkt die HSG – Jahresumsatz: 240 Millionen Franken –, sich erstmals eine interne Finanzrevision zu geben. Weiter will man «einen grundlegenden Kulturwandel einleiten, den wir für die weitere Entwicklung der HSG für essenziell halten», so das Rektorat. Die bisherige Kultur brachte ein ehemaliger Verwaltungsdirektor der Uni St. Gallen mit seinem geflügelten Wort auf den Punkt: «An der HSG haben wir noch immer für alles ein Kässeli gefunden.»

Die Frau, die Chantal Galladé rüberzog

Von Erik Ebnetter und Raphael Zubler (Bild) — Corina Gredig hat das Politlabor der Grünliberalen aufgebaut. Sie will damit mehr Menschen für die Politik begeistern. Nun hat sie erst einmal eine altgediente SP-Nationalrätin in die GLP geholt.

Am Freitagabend, nach drei Tagen gereizter Debatte, wich die Polemik dem Pathos. «Die SP ist gespalten im Fall von Chantal Galladé – unüberbrückbar gespalten in der Europa-Frage», sagte Jonas Projer, der Moderator der «Arena», um die jüngste Sendung zu lancieren. «Das ist ein Problem für die SP, und es ist wichtig für die Schweiz. Denn wie dieser Beziehungskrach ausgeht, das, meine Damen und Herren, wird entscheidend sein. Entscheidend für eine ganz andere Beziehung, entscheidend für die Schweiz insgesamt, entscheidend für unsere Beziehungen mit der EU.» Projer hatte seine Anmoderation kaum beendet, als dramatische Musik einsetzte. Auf dem Bildschirm kollidierten zwei SP-Schriftzüge und zersplitterten in tausend Teile.

Chantal Galladé hatte am Dienstagabend mitgeteilt, dass sie ihre Partei verlasse und zu den Grünliberalen (GLP) wechsele. Die SP habe sich in der Europapolitik verrannt und gefährde das Rahmenabkommen mit der EU, erklärte sie. Galladé war 1990, noch nicht volljährig, der SP beigetreten und hatte fünfzehn Jahre lang im Nationalrat politisiert, ehe sie sich im Dezember aus der nationalen Politik zurückzog. Ihr Verhalten sei «stillos», «happig», «himmeltraurig», kommentierten ihre alten Parteifreunde, die sich daran störten, dass Galladé kurz vor den kantonalen Wahlen in Zürich austrat, nachdem sie sich zuvor noch für die SP zur Schulpflegerin in Winterthur hatte wählen lassen. «Einen solchen Familienkrach hat es in der Schweizer Politik schon lange nicht mehr gegeben», resümierte Projer in der «Arena». Hinter ihm sass Tiana Angelina Moser, die Fraktionschefin der Grünliberalen im Bundeshaus, und lachte auf den Stockzähnen.

«Wow, super! Eine tolle Frau»

Moser fand für ihre neue Parteifreundin nur lobende Worte – wen überraschte es? –, obwohl ihr mit Galladé schon auch eine mögliche Rivalin um eine allfällige Regierungsratskandidatur in vier Jahren erwächst. Mit dem Coup hatte sie jedenfalls nichts zu tun, wie sie betonte: «Ich habe, ehrlich gesagt, ganz spät davon erfahren», sagte Moser. «Man hat mich einfach noch informiert, aber ich habe total Vertrauen in unser kantonales Präsidium.» Die Frau, die Chantal Galladé zum Übertritt motivierte und der Schweiz eine Debatte über die Moral von Parteiwechseln bescherte, heisst Corina Gredig. Seit eineinhalb Jahren ist sie Gemeinde-



Generation Libero: Grünliberale Gredig, 31.

rätin in Zürich, seit drei Monaten führt sie die kantonalen Grünliberalen. Bald schon dürfte sie Kantonsrätin, vielleicht sogar Nationalrätin sein.

Gredig ist 31 und gehört zu einer Generation, die gerne ausserhalb etablierter Parteien politisiert. Die Vereine, wo ihre Freunde sich sammeln, heissen Foraus oder Operation Libero. Sie selbst macht dort ebenfalls mit, findet aber, es genüge auf Dauer nicht, die Politik mit Ideen zu versorgen: «Es kann nicht sein, dass eine ganze Generation nicht in den Parlamenten vertreten ist», sagt Gredig. Sie sitzt im «Tibits», einem vegetarischen Restaurant in Zürich, unweit vom Spielplatz, wo sie sich vor drei Wochen mit Galladé zum Boccia traf. Galladé hatte Gredig um ein Gespräch gebeten, und als sie ihr beim Spielen eröffnete, dass sie gerne den Grünliberalen beitreten würde, war Gredig ganz begeistert, wie sie erzählt. «Ich sah sie an und dachte: <Wow, super! Eine tolle Frau.> Ich habe mich extrem gefreut.» Sie wusste, was das für ihre Partei bedeutet: Aufmerksamkeit.

Aufregung im Labor

Die Grünliberalen stellen im Zürcher Kantonsrat die viertgrösste Fraktion. «Ich will, dass man das spürt», sagt Gredig. Jeder Zeitungsbericht kann da helfen. Sie besprach mit Galladé, wie der Wechsel zu kommunizieren sei, dann informierte sie Nicola Forster, ihren Co-Präsidenten, der gerade in den Ferien war. Forster, 33, ist Gründer von Foraus und soll der Operation Libero ihren Namen gegeben haben – er ist eine wichtige Figur dieser Generation Libero, die nun langsam in die Politik drängt. «Nicola hat ein riesiges Netzwerk. Ich staune immer wieder, wie viele Leute er kennt», sagt Gredig. Seit November leitet sie mit ihm die kantonale Partei, von den Delegierten einstimmig gewählt, was sie selbst als «mutigen Entscheid» bezeichnet. Die beiden wollen die Grünliberalen neu aufstellen: als «Mitmach-Partei», wie es die *NZZ am Sonntag* jüngst formulierte.

Gredig erklärt es so: «Es gibt eine Nachfrage nach politischem Engagement, aber das Angebot stimmt nicht. Das Wohnortprinzip ist überholt. Unsere Generation ist mobil und hat in diesem System kaum eine Chance. Häufig ist man lokal zu wenig bekannt, was den Einstieg in die Politik erschwert.» Gredig hat deshalb vor einigen Jahren das GLP-Lab gegründet, das «offene Politlabor», wie sie es nennt. «Ich hatte damit zwei Ziele, die sich schon mal widersprechen können: Das Labor soll ein Lift für Ideen sein, und es soll möglichst viele Leute an die Politik heranzuführen.» Warum das ein Widerspruch sei? «Um eine Idee auszutüfteln, reicht es manchmal, drei kreative Menschen in einen Raum zu sperren», sagt Gredig.

Sie arbeitet als Geschäftsführerin des GLP-Lab, das hauptsächlich von der Partei finan-

ziert wird. Am Anfang stehe immer eine Frage, zum Beispiel: Wie lässt sich elektronische Mobilität fördern? Wer sich an den Diskussionen beteiligen möchte, geht an ein Treffen. Es werden Ideen gesammelt und später mit Experten diskutiert, bis am Ende ein umsetzungsfähiger Vorschlag steht. In diesem Fall waren es Parkzonen für Elektroautos, sogenannte grüne Zonen. Tatsächlich hat Doris Leuthard im Dezember, kurz bevor sie aus dem Bundesrat schied, die Idee aufgenommen. «Acht Leute hatten sich an diesem Projekt beteiligt», sagt Gredig, «und die waren richtig aufgeregt, als sie merkten, was sich damit bewirken lässt.» Erzählt sie von ihrem Labor, wird sie selbst ganz enthusiastisch.

Ohnehin lacht sie viel, und nach drei persönlichen Eigenschaften gefragt, sagt sie, ohne lange zu überlegen: «Positiv, lebensfreudig, warm.» Gleichzeitig erscheint Politik bei ihr oft als abstrakte, lebensferne Welt. Zu den Wörtern, die sie an diesem Nachmittag im «Tibits» gerne braucht, zählen «Projekt», «Netzwerk» oder «System». Darauf angesprochen, erschrickt sie. «Stimmt das?» Schnell hat sie sich wieder gefangen. «Das ist ein wichtiger Punkt: Wie bringt man etwas zu Boden? Wie erklärt man Politik? Heute haben wir viele Leute, die das können. Das war nicht immer so.» Sie erwähnt die Volksinitiative für eine «Energie- statt Mehrwertsteuer». Die Grün-

«Es gibt eine Nachfrage nach politischem Engagement, aber das Angebot stimmt nicht.»

liberalen hatten am Reissbrett ein neues Steuersystem entworfen, konnten aber in der Volksabstimmung gerade einmal 8 Prozent von ihrer Idee überzeugen. «Das war ein Lehrplätz», sagt Gredig nun fast gespielt rustikal.

Testosteron-Welt

Aufgewachsen ist sie in Binz am Pfannenstiel, ein paar Autominuten von Zürich entfernt und knapp schon im Zürcher Oberland, wie sie gerne betont. Ihre Eltern, beide in der Stadt gross geworden, hatten in dem Vorort ein Reihenhaus gekauft. «Es waren die Achtziger, klassische Stadtfucht. Wer es sich leisten konnte, zog ins Grüne.» Ihre Grosseltern seien noch Arbeiter oder Kleinbürger gewesen, teils aus der Innerschweiz und Graubünden zugezogen. «Der Vater meines Vaters arbeitete da drüben in der Spedition», sagt Gredig, geborene Zihlmann, und deutet auf das Gebäude der *Neuen Zürcher Zeitung*, das sich hinter den Fenstern auf der anderen Strassenseite erhebt. Ihre Eltern rechnet sie zum Mittelstand, sie selbst sei die Erste ihrer Familie gewesen, die an die Universität ging.

Gredig hat zwei jüngere Brüder, mit denen sie sich als Kind gerne stritt. «Wir wurden

nicht bespasst», sagt sie. «Mir war oft langweilig, und ich habe viel gelesen, auch die Bücher meines Vaters, vor allem über Schweizer Geschichte und die Weltkriege.» Ihr Primarlehrer sagte einmal, sie werde bestimmt einmal eine SP-Politikerin, weil sie, die Streiterprobe, gut reden konnte und am liebsten von Gerechtigkeit sprach. Aber Gredig ging einen anderen Weg. Erst besuchte sie die Handelsmittelschule, später arbeitete sie im Börsenhandel bei der UBS. Es war eine Testosteron-Welt, und die wenigen Frauen, die sie dort traf, fragten sich, ob sich Kind und Karriere vereinbaren liessen. Gredig, die Kinder wollte, holte die Matura nach und studierte Politikwissenschaft in Zürich. Mit 24 wurde sie Mutter.

Ein erster Erfolg

Über ihr Privatleben mag sie nicht gross reden. Sie hat zwei Kinder, sieben und drei Jahre alt, die inzwischen «aus dem Gröbsten raus» sind, wie Gredig sagt. Sie kann sich nun stärker ihrer politischen Karriere widmen, nachdem sie schon 2010 den Grünliberalen beigetreten ist. Als sie damals bei Smartvote, einer Online-Wahlhilfe, nachschaute, welche Partei ihr am ehesten entspreche, sei das Ergebnis eindeutig gewesen. «Mir ist vor allem die Freiheit wichtig», sagt Gredig und erwähnt John Locke, den englischen Philosophen, ohne näher auf ihn einzugehen. «Ich bin keine klassische Akademikerin. Man lernt doch vor allem beim Tun. Das zieht sich jedenfalls durch meine Biografie.» Sie unterscheidet sich darin womöglich etwas von ihren Freunden bei Foraus und der Operation Libero, die nicht selten aus Akademikerfamilien stammen und der Theorie nicht abgeneigt sind.

Gredig arbeitete einige Jahre als Geschäftsführerin der grünliberalen Fraktion im Bundeshaus, ehe sie das GLP-Lab aufbaute. Nun kandidiert sie in ihrem Wahlbezirk auf Listenplatz eins für den Kantonsrat, und es dürfte kaum jemanden überraschen, sollte ihr Namen im Herbst auch auf der Nationalratsliste stehen. Wie eine junge Mutter, die sich als Praktikerin versteht, in der Politik reüssieren kann, hat Chantal Galladé vorgemacht. «Es war Freundschaft auf den ersten Blick», sagt Gredig. «Aber es gibt keinen Deal. Wir haben ihr nichts versprochen, schon gar keine Regierungsratskandidatur.» Man arbeite zusammen, weil man dieselben Ziele verfolge, zum Beispiel in der Europapolitik.

Einen ersten Erfolg konnten die beiden bereits verbuchen. Am Samstag, einen Tag nach der «Arena», trafen sich die Sozialdemokraten zur Delegiertenversammlung und einigten sich darauf, das Rahmenabkommen in der Partei noch einmal breit zu diskutieren. Die Grundlage dafür soll unter anderem ein Thesenpapier bilden, das eben erschienen ist. Gredig kennt die Vorschläge. Sie stammen von Foraus.

Personenkontrolle

Gasser, Maurer, Marchand, Graf, Fiala, Sigg, Flach, Fricker, Gmür, Zanetti, Bauer, Bigler, Burkart, Dobler, Jauslin, Nantermod, Schilliger, Wasserfallen, Bastos, Lauber, Aeschi, Moret, Amherd, Federer, Ridley, Sommaruga, Leuthard

Jörg Gasser, Abschleicher, hat sich vom Bund etwas Feriengeld organisiert. Der Staatssekretär für internationale Finanzfragen ist auf Ende Februar nach weniger als drei Jahren bereits wieder abgetreten. Obwohl Gasser sich in seinen letzten Amtstagen eigentlich bloss noch von einem Zeitungsinterview zum nächsten hangelte, fand er keine Zeit, seine Ferienüberschüsse abzutragen. Und so hatte Finanzminister **Ueli Maurer** (SVP) seinen Bundesratskollegen letztthin zu beichten, dass der Bund Gasser für sieben nicht bezogene Ferientage 12 800 Franken mit auf den Weg geben musste. Dabei wollte der Bundesrat der Vergoldung von nicht bezogenen Ferientagen an abtretende Chefbeamte schon lange den Riegel schieben. Dies, nachdem 2016 bekannt geworden war, dass der Bund dem Chef des Bundesamtes für Bauten und Logistik, **Gustave Marchand**, Ferienüberschüsse mit satten 84 000 Franken abgelten musste. Verglichen damit ist allerdings Gassers Abschleicherprämie fast schon ein Schnäppchen. (*hmo*)

Maya Graf, Co-Präsidentin des Frauendachverbands Alliance F, freut sich auf den Frauenstreik am 14. Juni und auf die vielen lila Happenings, die für diesen Tag geplant sind. Hinter dem Frauenstreik stehen links-gewerkschaftliche Kreise, die am 14. Juni Arbeit und Konsum verweigern wollen und in einem Manifest unter anderem fordern, die Renten zu erhöhen und die Arbeitszeit zu senken. Laut Graf unterstützt Alliance F den Anlass «ideell». Keine ideelle Unterstützung kommt dagegen von **Doris Fiala**, Chefin der FDP-Frauen, die Teil von Alliance F sind. Ihre Truppe will am 14. Juni nicht streiken. Und die CVP-Frauen, auch sie bei Alliance F mit dabei, haben laut Präsidentin **Babette Sigg** noch nicht entschieden, ob sie am «Frauen*streik», wie er offiziell heisst, teilnehmen werden. (*fon*)

Beat Flach, Waffenrechtsverschärfer, hatte dank der «Tagesschau»-Hauptausgabe des Schweizer Fernsehens einen grossen Auftritt.



Lieber Roger Federer: Sportministerin Amherd.



Still- statt Raucherzimmer? Nationalrat Aeschi.



12 800 Franken für 7 Tage: Staatssekretär Gasser.

Er wurde vorgestellt als «begeisterter Sportschütze», der aber keine Angst «um sein Sturmgewehr 57 und sein Hobby» wegen der EU habe. Darum sei der grünliberale Nationalrat im «Komitee für ein modernes Waffenrecht». Angesichts des ungeschickten Herumfummeln an seiner Waffe wurde **Martin Fricker**, Nein-Kampagnenleiter der Interessengemeinschaft Schiessen Schweiz, miss-

«Mit dem Gewehr habe ich tatsächlich schon lange nicht mehr geschossen.»

trauisch. Seine Recherche ergab, dass der «begeisterte Sportschütze» Flach weder Mitglied eines Schützenvereins ist noch die letzten zehn Jahre je an einem ausserdienstlichen Obligatorischen noch an einem Feldschiessen teilgenommen hat. Und was meint der angeschossene Beat Flach dazu? Er lässt etwas kleinlaut ausrichten: «Mit dem Gewehr habe ich tatsächlich schon lange nicht mehr geschossen.» (*mö*)



Angeschossen: Nationalrat Flach.



Lila Vorfreude: Alliance-F-Präsidentin Graf.

Alois Gmür, eigenwilliger Bierbrauer, will von der Abschaffung der Biersteuer nichts wissen. Einen entsprechenden Vorstoss von SVP-Nationalrat **Claudio Zanetti** lehnte der CVP-Nationalrat und Eigentümer der Einsiedler Brauerei Rosengarten letzten Montag im Nationalrat ab. Die Biersteuer ist eine Abgabe, die nur und ausschliesslich auf Bier erhoben wird und damit diskriminierend ist. 120 Millionen nimmt der Bund damit jährlich ein – bei jedem Schluck Bier, der im Land getrunken wird, landen drei Rappen in der Kasse von Bundesrat **Ueli Maurer** (SVP). Auch bei den Freisinnigen bekam Zanettis liberales Anliegen wenig Zuspruch. Sie lehnten es mit 22 zu 8 Stimmen ab (die liberalen Abweichler waren **Philippe Bauer**, NE; **Hans-Ulrich Bigler**, ZH; **Thierry Burkart**, AG; **Marcel Dobler**, SG; **Matthias Jauslin**, AG; **Philippe Nantermod**, VS; **Peter Schilliger**, LU; und **Christian Wasserfallen**, BE). (*fsc*)

Jean-Claude Bastos, in Afrika blockierter Investor, darf endlich eine gute Nachricht verkünden: Die Bundesanwaltschaft von **Michael**

Lauber hat die Sperre der Bankkonten der Quantum-Global-Gruppe aufgehoben. Bei der Untersuchung zur Herkunft der Gelder habe man keine Beweise für ein Fehlverhalten gefunden. Der Entscheid der Bundesanwaltschaft folgt auf frühere Entscheide in anderen

Viola Amherd verschickt derzeit fleissig Gratulationstelegramme nach Nahost.

Verfahren, unter anderem in Grossbritannien, die zugunsten der von Jean-Claude Bastos gegründeten Quantum ausfielen. Er selber ist jedoch noch in Angola im Gefängnis, und in Mauritius gehen Behörden gegen die Quantum-Gruppe vor, die von da aus ihre Afrika-Investitionen verwalten will. (gy)

Thomas Aeschi, Kämpfer für die schweizerische Volkskultur und für die Raucher im Parlament, hat dem Ratsbüro des Nationalrats zwei Ordnungsanträge gestellt. Mit dem ersten will er verhindern, dass das Raucherzimmer zugunsten eines Stillzimmers für Mütter abgeschafft wird. Und mit dem zweiten will er die zuletzt mühsam gewordene Praxis des Bundeshaus-Restaurants «Galerie des Alpes» bei Anlässen mit folkloristischer Untermalung lockern. Es kam verschiedentlich zu Bewilligungsschwierigkeiten für den Auftritt von Tambouren und Alphornbläsern. «Vizepräsidentin **Isabelle Moret** (FDP) hat mir signalisiert, dass sie die Raucher ebenfalls nicht auf die Strasse schicken will», so Aeschi auf Anfrage. Auch bezüglich «Galerie des Alpes» sei sein Vorschlag auf Sympathie gestossen. (fsc)

Viola Amherd, Followerin, verschickt derzeit fleissig Gratulationstelegramme nach Nahost. Unmittelbar nach **Roger Federers** 100. ATP-Sieg in Dubai setzte die CVP-Bundesrätin auf Twitter eine Nachricht ab, bei der man vor lauter farbigen Smileys und Emoticons die Botschaft kaum entziffern kann. Wenig später verbreitet die VBS-Vorsteherin ebenfalls auf Twitter einen Gratulationsbrief an den Tennisstar (diesmal ganz ohne Smileys). Adressiert (A-Post) ist das Schreiben an «Herrn Roger Federer, zurzeit in Dubai, VAE». Es ist zweifelhaft, dass ein Umschlag mit diesen dürftigen Angaben den Weg zu seinem Empfänger finden wird. Auch auf Twitter hat er die bundesrätliche Gratulation wohl nicht gesehen: Roger Federer folgt Viola Amherd nicht. (fsc)

Matt Ridley, vielseitiger Schreiber, attestiert sich und den «Neuen Optimisten» einen schweren Stand. Mit «Also Kopf hoch. Der Welt geht es besser, als Sie denken» schloss er kürzlich einen Leitkommentar im NZZ-Feuilleton. Was die Alarmglocken der Klimajugend

Nachruf



Fluxkompensator des Neo-Punk: Popstar Flint.

Keith Charles Flint (1969–2019) — Wahrscheinlich war er irgendwann in ferner Zukunft geboren worden und dann per Atomkraft in «Doc» Browns rostfreiem DeLorean DMC-12 in unser schnödes Zeitalter zurück verbracht worden.

Keith Flint war nicht der Popstar von nebenan, auch kein aufpolierter Mode-

zum Läuten bringen könnte, brächte sie wohl vollends zum Scheppern, wüsste sie, dass Autor Ridley ein Klimaskeptiker ist, einer, der auch schon «Why climate change is good for the world» fett über seine Zeilen setzte. Dass die NZZ dies ausblendete und ihn lediglich als in Oxford promovierten Evolutionsbiologen vorstellte, der dem britischen Oberhaus angehöre und mit seinen Büchern ein breites Publikum erreiche, kommentieren wir mit Ridleys eigenen Worten: «So neigen Menschen dazu, sich an die guten Dinge in der Vergangenheit zu erinnern und die schlechten auszublenden.» (zr)

Simonetta Sommaruga, Schutzpatronin der SRG, hatte am Montag ihren ersten grossen Auftritt als neue Medienministerin. Und zwar sprach sie an der ersten International

Fatzke – er war «the neon demon who started a fire under British pop», wie der *Guardian* seinen Nachruf titelte.

Im zunächst rein instrumentalen Bandprojekt des Elektromusikers Liam Howlett, The Prodigy, für das der einstige Dachdecker als Tänzer angeheuert hatte, schaffte er 1996 pfeilgerade den Aufstieg zum charismatischen Markenzeichen der Band – ein greller Schmerzensmann, wie ihn Stanley Kubrick wohl sofort für sein Horrormärchen «A Clockwork Orange» besetzt hätte.

Flint war eine Art Fluxkompensator des Neo-Punk, ein Hochstrom-Aggregat der Raver-Szene. «I'm using my body to shout», beschrieb er seine exzessiv ener-

Er war «the neon demon who started a fire under British pop», wie der *Guardian* titelte.

getischen Auftritte einmal – es waren fratzenhaft groteske Shows, die ihre Fans mit atavistischem, bisweilen ziemlich obszönem Expressionismus und Flints tonlos kreischenden Vocals faszinieren und mitreissen konnten.

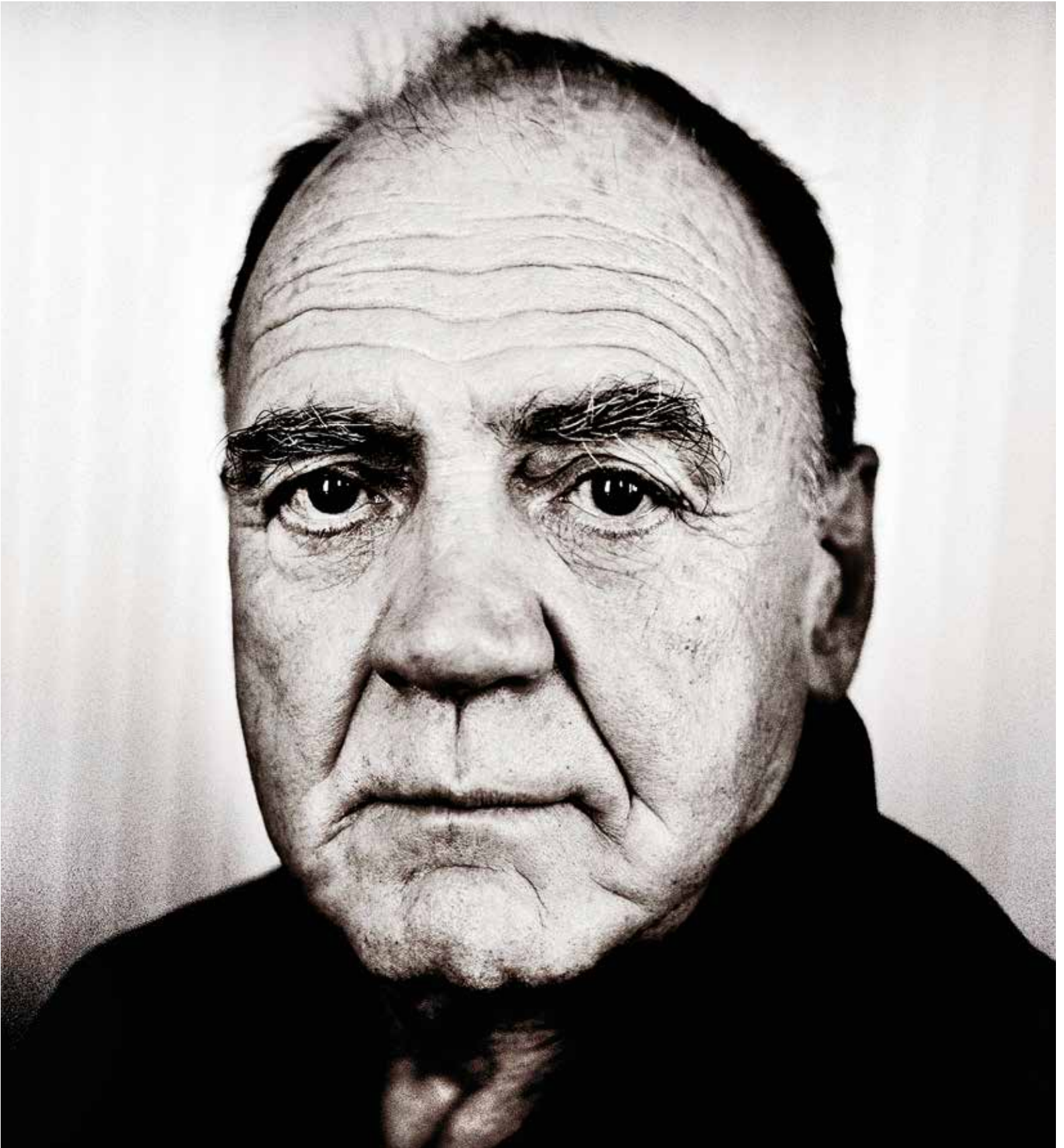
Vor ein paar Jahren schon zog er missmutig Bilanz: «We were dangerous and exciting! But now no one's there who wants to be dangerous», klagte er und fluchte über «commercial, generic records that are just safe, safe, safe!» Am Morgen des 4. März wurde der 49-Jährige leblos in seinem Haus in Essex aufgefunden. Auf der Homepage seiner Band wird als Todesursache Suizid angegeben.

Thomas Würdehoff

Public Media Conference, einem Format, das ihre Vorgängerin **Doris Leuthard** (CVP) erfunden hatte und deren erste Durchführung sie symbolhaft auf den ersten Jahrestag der «No-Billag»-Abstimmung legen liess. SP-Bundesrätin Sommaruga machte bei der Gelegenheit klar, dass sie in der Medienpolitik kaum von ihrer Vorgängerin abweichen würde. Vor den versammelten Amtsträgern der öffentlichen Rundfunkanstalten aus anderen Ländern sang sie das Hohelied des Service public. Die grosse Bühne, mit der die Schweiz ihre SRG international bewirbt, kostete den Steuerzahler 60 000 Franken. 30 000 aus Gebührenmitteln der SRG und 30 000 als Sponsoring vom Bundesamt für Kommunismus BAKOM. Die Konferenz dauerte, das Mittagessen nicht einberechnet, gut vier Stunden. (fsc)

Bühnen des Lebens

Von Michael Bahnerth — Er kam aus Zürich Seebach, sein Zuhause waren die grossen Bühnen dieser Welt. Was immer der Schauspieler Bruno Ganz spielte, er spielte eine Möglichkeit seiner selbst. Eine Betrachtung eines Lebens, das dann am wirklichsten war, wenn es seine Träume spielte.



Weltensammler und Grenzsprenger: Bruno Ganz (1941–2019).

Das ist ein Junge, der schon ein altes Kind ist, auf einem Heuwagen. Es ist Sommer, irgendein zu Ende gehender Tag in den 1950er Jahren, die Dämmerung bringt das Licht zum Glühen, und der Junge sitzt ganz zuoberst auf dem beladenen Anhänger, es schaukelt sanft wie eine Wiege. Er riecht das Heu und inhaliert die Welt, und vielleicht das erste Mal in seinem Leben ist Glück etwas, das in der Scheune seines Bewusstseins gelagert wird. Es ist ein so starkes Gefühl, dass er möchte, dass die ganze Welt erfährt, wie glücklich er ist und dass sie sein Gesicht sieht, jetzt, in diesem Moment. Auf diesem Heuwagen im Licht dieser Dämmerung an diesem Tag wurde dem Jungen klar, dass er Schauspieler werden will. So erzählte er es als Mann in der Dämmerung seines Lebens.

Was ist das für ein Junge, der still geniesst, innerlich beinahe zerplatzt und die Welt als Zuschauer möchte? Er heisst Bruno Ganz, ist 1941 geboren, lebt in Zürich Seebach, ein Arbeiterkind, der Vater schuftet bei Maag und flickt abends im Keller kaputte Traktorteile, die Mutter, eine Italienerin, schuftet zu Hause, meistens in der Küche, er hat einen jüngeren Bruder, Renzo, in der Schule nennen sie ihn «Gänse». Die Familie kommt voran, in der Schweiz ist Wirtschaftswachstum, aus einer kleinen Wohnung in einem Mehrfamilienhaus wird eine grössere in einem Haus mit weniger Familien, drei Zimmer umfasst die Welt drinnen. Vor der Wohnungstür ist zuerst Bohnerwachs, danach ist die Schule, in der er am liebsten aus dem Fenster schaut und träumt, aber danach sind auch Bauernhöfe und der Wald und die Hütten, die sie dort bauen, und die Höhlen, in denen sie sich verstecken vor der Welt und in denen sie ihre späteren Leben träumen und die Welten, die sie erobern möchten. «Ein guter Teil dessen», sollte er viel später sagen, «was ich tue, ist der Welt der Träume entliehen.»

Mehr einsam als glücklich

Er wird immer sagen, dass es eine friedliche Jugend war, eine, die ihm so sehr Heimat gab, dass er als 65-Jähriger und einer der grössten Schauspieler Europas zurückkehrte in die Schweiz und nach Zürich. Fünfzig Jahre lang fast hatte er auf allen Theaterbühnen von Rang und Namen und in unzähligen Filmen die grossen Rollen und sich selbst gespielt. Hatte sich verloren und wiedergefunden, war mehr einsam gewesen als glücklich, und wenn er glücklich war und einsam zugleich, war er immer ein bisschen wie der Junge von damals auf dem Heuwagen.

Wahrscheinlich war Bruno Ganz ein Weltensammler und ein Grenzsprenger, und natürlich war er ein melancholisch Suchender, der hoffte, sich selbst zu finden, indem er andere spielte, und der gleichzeitig wusste, dass das Ich ein unermüdlicher Reisender auf dem



Bruno Ganz als Alpöhi in «Heidi» (2015)...



...in «Der amerikanische Freund» (1977)...



...und als Adolf Hitler in «Der Untergang» (2004).

oft unerreichbaren Kontinent seiner selbst ist. «Ich halte es», kommentierte er einst sein existenzielles Dilemma, «nicht für einen allzu gesicherten, festumrissenen Zustand, der zu sein, der ich bin. Was ist eigentlich dieses Ich? Ich versuche das fliessend zu halten, weil ich Angst vor festen Grenzen habe.»

Spielen ist Leben für ihn, und wenn er nicht spielt, hat er das Gefühl von Stillstand und den Geruch von moderndem Heu im Hirn. Seine grossen Gefühle scheinen keinen Platz zu haben im Dasein zwischen Engagements. Seine grossen Gefühle brauchen eine Bühne, und Bühne ist Distanz zwischen einem selber und den andern. Seine Scheu vor den Menschen, seine Unsicherheit, die ihm das Gefühl gibt, entfremdet nicht gerade, aber nie ganz dabei zu sein, wird er erst los, wenn er spielt. Vielleicht spielte er darum nicht nur bloss eine Rolle, sondern stets auch sich selber.

Er hatte schon früh den Ruf, ein Innerlichkeitsheld zu sein. Einer zu sein, in dem die Schattenseiten des Menschseins unaufhörlich gären, die Einsamkeit, das Unverständnis, die Schwierigkeit, sich selbst und dann auch noch

andere zu lieben, die Angst, nicht zu genügen, die Panik vor dem Scheitern bei jeder neuen Rolle, weil wenn einer wie Ganz nur Rollen braucht, um sich näherzukommen, und das Gefühl hat, an der Rolle zu scheitern, dann scheitert er auch jeweils an sich selbst.

Als er im Jahre 2000, 59-jährig, in diesem irrwitzigen, universellen «Faust»-Projekt des Regisseurs Peter Stein den Faust spielte – das waren über 12 000 Verse, fast ein Jahr lang Proben, 21 Stunden Theater, verteilt auf zwei Tage, insgesamt 50 Vorführungen –, sagte er einen Satz mit der Eindringlichkeit eines Gläubigen, der die Zehn Gebote laut und nur sich selbst verkündet: «Hier soll ich finden, was mir fehlt?»

Schlacht seines Lebens

Der «Faust» ist ein Kampf, und Ganz bekommt Schläge. Nicht vom Publikum, das ist begeistert, er ist gut, sehr gut, auch, weil Ganz gar nie schlecht sein kann, er wird gefeiert, aber die Rolle fühlt sich für ihn an wie später der Titel seiner womöglich grössten Filmrolle; «Der Untergang», in dem er Hitler verkörpert. Ganz ist, als er Faust sein sollte, noch erschöpft von der grössten Schlacht seines Lebens, die auf der Bühne seines Inneren

Wenn er nicht spielt, hat er den Geruch von moderndem Heu im Hirn.

spielte. Er wird gerade zum trockenen Alkoholiker, und mit derselben existenziellen Intensität, wie er bis vor kurzem gesoffen hat, will er diesen Faust spielen. Aber der Faust sitzt ihm im Nacken. Nicht nur die 21 Stunden auf der Bühne mit nichts als ein wenig Schlaf dazwischen. Es ist seine Sprache, die im «Faust» nicht zu ihm spricht. Diese ureigene, unvergleichliche Melodie, mit denen er Worte und Sätze und sich selber formt, wird erdrückt im ausufernden Wulst der Verse. Der Faust wurde nie «etwas Eigenes», wie er sagte. Da war keine Verbindung zu seiner inneren Sprache, da war auch keine Begeisterung. Die Rolle, so scheint es beinahe, war wie Trinken, ohne trunken zu werden.

Zuerst trank Ganz wie alle Suchenden; Glas für Glas dem Dionysischen entgegen, so lange, bis die Ewigkeit keinen Tag und keine Nacht mehr kennt, sondern nur noch den Moment. Irgendwann trank er alle unter den Tisch, und das Trinken war nicht mehr die Hoffnung auf ein beraushtes Sein in den Sphären des halbwegs Göttlichen und die Suche nach einer bisher ungehörten inneren Melodie, sondern nur noch der letzte Ausweg, das kreischende Wehklagen der eigenen Seelen so weit in jene Ferne zu schwimmen, wo der Sumpf der Auslöschung beginnt. Ganz war dabei, an sich

selbst zu ertrinken. Er erinnerte an Hoffmann, diesen Mann mit dem Messer im Kopf, den er 1978 verkörperte und der seine Sprache verloren hat und nur noch «Muss» sagen kann.

Ganz dachte wie alle Alkoholiker viel zu lange, Trinken, das sei beherrschbar, es ist mal mehr, mal weniger und mal gar nicht. Mal gar nicht war dann immer seltener, und es kam zu diesem Pingpong zwischen Entziehungskuren und Rückfällen, zwischen Ausgelöschtsein und Euphorie, und in der letzten Phase kam der Alkohol schon zum Frühstück. Saufen war wichtiger geworden als Schauspielerei.

Tausend Tode

Das Ende seiner Alkoholsucht war ein Laternenpfahl, dem er im Suff nicht mehr ausweichen konnte. Er wurde bewusstlos, blutete stark aus einer Arterie, Passanten fanden ihn, und er fand sich wieder auf der Intensivstation. Er hätte sterben können. Das war der Wendepunkt. Den nächsten grossen Satz, den er mit dieser Stimme zwischen Kind, Gnom und einem unsicheren Gott sprach, war: «Ich heisse Bruno und bin Alkoholiker.» Er war im Irgendwo zwischen 55 und 60, der Junge auf dem Heuwagen war eine verwässerte Erinnerung geworden, und der Weg zum Glück oder zum Glücklichen, oder der Weg zumindest, der hinführt zu einer erträglichen Einsamkeit,

war einer geworden, den er, wenn man das so sagen kann, barfuss gehen musste. Er ging ihn bis zum 16. Februar dieses Jahres. Dann starb er, der tausend Mal schon den Tod gespielt hat und einmal einen Engel, für immer.

In Interviews sagte er, dass er nicht an ein Leben nach dem Tod, an eine Rolle im Himmel glaubte. Bevor sein Darmkrebs im Spätsommer letzten Jahres diagnostiziert wurde und er wusste, dass nicht mehr viele Bühnen sein würden und Filme und Rollen, in deren Kokon er leben konnte, sagte er, dass

Er brennt, und wahrscheinlich spürt er, dass Brennen immer auch Verbrennen ist.

er die allerprimitivste, materialistischste Variante bezüglich des Todes bevorzuge. Dass einfach alles abbricht. Dass alles kaputtgeht. Dass es keine Rolle spiele.

Er hat sich nicht intensiv mit dem Tod beschäftigt, weil es vergebene Mühe sei, dieses Mysterium zu knacken. Vielleicht liegt das daran, dass er ihn so oft gespielt hat. Im September war er weg von der Bühne, Chemotherapie, diese Transitstrasse zwischen Hoffen und Verzweifeln, Leben und Sterben. Er kam nochmals zurück ins Leben, er habe ausgesehen, so schrieb Stefan Zweifel, wie ein armer

russischer Bauer aus einem Stück von Tschechow. Er lief durch Zürich, so gut es ging, aber den Weg auf eine Bühne schaffte er nicht mehr.

Er wird unweit von dort, wo sein Leben begonnen hatte, seine letzte Ruhe finden. 90 Filme und 34 Theaterstücke später. Das macht 124 Leben, die auf dem Friedhof Rehalp ihre letzte Ruhe finden werden. Seine Eltern sind dort begraben und sein jüngerer Bruder. Er hinterlässt eine Frau, eine Lebenspartnerin und einen Sohn, der in ganz jungen Jahren erblindete und seinem Vater den Blick erweiterte. Und er hinterlässt eine Lücke. Ganz war ein Jahrhundertsschauspieler. Vielleicht ist das etwas untergegangen, weil er sich selbst nie an die grosse Glocke hängte, weil er nie in Hollywood gross herauskam. Weil er nach aussen so unauffällig lebte wie ein Durchschnittsschweizer.

Als der Junge damals, als die Dämmerung in die Nacht überging, vom Heuwagen stieg und doch nicht wirklich Boden unter den Füssen hatte, sondern das Fundament eines Traumes, sollte er Flachmaler werden. Seine Mutter hatte ihm eine Lehrstelle organisiert, Ganz sollte sich vorstellen, aber er ging nicht hin, sondern sass mit einem Freund einen ganzen Nachmittag lang in einem Café. Es ist nicht klar, ob es sein Freund war, der Beleuchter im Zürcher Theater und vielleicht der



Ruf Lanz

Auch die engagiertesten Verleger können nicht alles alleine machen.



Finden Sie passende Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Auf dem führenden Jobportal der Kommunikationsbranche. persoenlich.com/stellenmarkt

wichtigste Mann im Leben von Ganz. Er konnte neben ihm sitzen, wenn unten auf der Bühne all die grossen Schauspieler «sich verwandelten, eine Welt aufbauten voller Intensität und Dringlichkeit».

Es gab auf seinem Weg zum Schauspieler ein grosses und ein kleines Problem. Das kleine waren seine Eltern, die nichts mit Schauspielerei anfangen konnten, die das für keinen ehrbaren Beruf hielten, die noch nie im Theater gewesen waren, die ihren Sohn aber so liebten, dass sie ihn gewähren liessen. Das grössere Problem war, dass er «krankhaft» schüchtern war. Er besiegte die Schüchternheit nie ganz, es war ein lebenslanger Kampf, den er gewann, weil er sie zu einer Stärke machte.

Er besuchte Abendkurse am Zürcher Bühnenstudio, besuchte, «sporadisch», wie es heisst, Klassen der Schauspielschule, er jobbte nebenher als Buchverkäufer, brachte die Rekrutenschule als Sanitäter hinter sich, und dann begab er sich 1962 auf seinen Weg, ging nach Deutschland, zuerst Göttingen, dann Bremen, wo er unter den Regisseuren Peter Zadek und Peter Stein spielte. Dann betrat die Politik die Bühne des Theaters.

Theater, das musste politisches Theater sein, «man musste von den Bühnen verkünden, wie Menschen leben sollten», und Theater war links, war Sozialismus und Kommunismus und die Absicht, die Vernunft des Kommunismus zu erklären. Stein galt als Leuchtfeuer der Studentenbewegung und als Maestro des neuen Regietheaters, Zadek nicht, und Ganz folgte Stein. Weniger vielleicht, weil er ein brennender politischer Mensch war, sondern weil er brannte für neue Formen des Theaters und Interpretationen von Stücken und Rollen.

1969 kam Ganz zurück nach Zürich, mit Peter Stein, aber sie blieben nicht lange, im Grunde war es schon nach der ersten Aufführung vorbei. Sie spielten Edward Bonds «Early Morning», da war dieser Mann, der seinen toten siamesischen Zwillingbruder mit sich herumschleppt, der sich zu Tode hungert und dann gefressen wird. Stein wollte zeigen, dass sich die Menschen «im emotionalen Sinne im Kannibalenzustand» befänden, aber das Zürcher Publikum wollte kein Fressen, sondern ein gefälliges Fünf-Gang-Menü und forderte unter Zuhilfenahme von mitgebrachten Trillerpfeifen ein ansprechendes Theater. Nach zwei Aufführungen waren Stein und sein Ensemble samt Bruno Ganz abgesetzt.

Bruno Ganz ist zu dieser Zeit verheiratet, eine Rolle, die ihm nicht wirklich auf den Leib geschneidert ist. Seine Frau heisst Sabine, sein Sohn Daniel, viel mehr ist darüber nirgends zu lesen. Das Besondere dieser Ehe ist, dass sie zwar in die Brüche ging, aber nie geschieden wurde. Das mag daran liegen, dass Ganz vermutlich Schuldgefühle hegte, weil er sich wichtiger war und erst nach der



«Es hat mir weh getan»: Bruno Ganz mit Klaus Kinski (l.) in Zürich (1979) ...



... in «Der Ignorant und der Wahnsinnige» (1972)...



... und in «Der Himmel über Berlin» (1987).

Hochzeit erkannte, dass die Angst vor festen Grenzen auch vor der Liebe, oder gerade vor der Liebe, keinen Halt macht.

Feuerlöscher Alkohol

Ganz spielt und spielt. Geht mit seiner Kunst, wie Paul Celan das formulierte, in «seine aller-eigenste Enge und versuchte sich frei zu setzen». 1973 wird er als Schauspieler des Jahres ausgezeichnet, für seine Rolle des Arztes in Thomas Bernhards «Der Ignorant und der Wahnsinnige». Er wird mit Preisen überhäuft, 1996 erhält er den Iffland-Ring, der ihm endlich das Gefühl gibt, dass er nicht alle Selbstzweifel der Welt haben muss. Ganz wechselt immer häufiger zum Film, und sein Spiel ist wie dafür gemacht, weil er mit einem Blick ein ganzes Universum ausdrücken kann. Offenbar hatte er ein Techtelmechtel mit Romy Schneider, aber dann findet er Ruth Walz, eine Theaterfotografin, oder sie findet ihn, die beiden werden für den Rest seines Lebens ein Paar.

1980 bis 2000, das sind Ganz-Jahre. Seine Leidenschaft lodert in diesen zwanzig Jahren, er brennt, und wahrscheinlich spürt er, dass Brennen immer auch Verbrennen ist und dass

der Mensch einen Feuerlöscher braucht, bei Ganz ist es der Alkohol. Die Jahre sind Wim Wenders' «Himmel über Berlin», vor allem, sind «Pane et tulipane», sind «Die Ewigkeit und ein Tag» und so weiter, ein ganzes Sonnensystem voller leuchtender Filme ist es. Für Ganz ist es ein andauerndes Ausloten seiner eigenen Grenzen, ein Darübergehen auch, es ist ein Erkennen von Grenzen, ein schmerzlicher Prozess. «Es hat mir weh getan», sagt er. Venedig lindert den Schmerz eine Zeitlang, Ganz hat dort eine Wohnung, er verliert und findet sich zugleich immer wieder in dieser Stadt. Und er erkennt in dieser Stadt das Schmerzvolle der Träume; dass, wenn man sich Träume erfüllt, stets ein Absturz kommt, wenn sie real werden. Es schien ihm immer schmerzlicher, dass er die Dinge dann verlieren würde, wenn er sie nicht mehr träumen könnte.

Sein letzter Film hat den Titel «Fortuna», als Glück oder Schicksal. Vielleicht wäre für Bruno Ganz beides ein Himmel, in dem es Heuwagen gibt, die durch das Firmament ziehen, und die Wolken, die sind wie Zuschauer.

Orientierung am Mittelmass

Zahlreiche Ökonomen halten ein Rahmenabkommen mit der EU für positiv für die Schweizer Wirtschaft. Sie sehen nur die kurzfristigen Vorteile. Die langfristigen Auswirkungen lassen sie ausser Acht. *Von Kurt Schiltknecht*

Kürzlich konnte man in der Presse lesen, eine Gruppe der Wirtschaft nahestehender Ökonomen vertrete einhellig die Meinung, dass ein Abschluss des geplanten Rahmenabkommens zwischen der EU und der Schweiz für die Wirtschaft von grossem Vorteil wäre. Insbesondere hätte die schweizerische Exportwirtschaft weiterhin freien Zugang zum grössten Binnenmarkt der Welt. Die Art und Weise, wie die Befürworter des Abkommens argumentieren, ist typisch für viele Ökonomen und Politiker. Im Wesentlichen vergleichen sie nur die kurzfristigen Vorteile eines Vertrags mit der Situation ohne solchen. Die langfristigen Implikationen des Abkommens werden dagegen bagatellisiert oder nicht zur Kenntnis genommen.

Diese einseitige und letztlich unökonomische Betrachtungsweise des Rahmenabkommens erinnert an die Diskussionen, die in der Schweiz vor der Einführung des Euros geführt wurden. Damals ging es vor allem um die Frage, ob man die die Exportwirtschaft belastenden Wechselkurschwankungen durch einen Beitritt oder einen Anschluss ans europäische Währungssystem eliminieren und auf eine eigenständige Geldpolitik verzichten sollte. So wie heute, setzten sich viele Ökonomen für die offensichtlich «bessere» Lösung ein, nämlich für einen Beitritt zum europäischen Währungssystem oder eine Anbindung des Frankens an den Euro. Zu gross schienen die Vorteile der Ausschaltung der Wechselkurschwankungen. Die Nachteile der Preisgabe einer eigenständigen Geldpolitik wurden als unbedeutend abgetan.

Heute, mehr als zwanzig Jahre später, wissen wir, dass der Verzicht auf einen Anschluss an den Euro und das Festhalten an einer nationalen Geldpolitik kurzfristig zwar einige Schwierigkeiten mit sich brachten, sich langfristig aber auszahlten. So haben die schweizerischen Exportunternehmen sich beispielsweise trotz der grossen Wechselkurschwankungen hervorragend entwickelt. Heute zählen sie zu den wettbewerbsfähigsten der Welt.

Wünsche der Grossmächte

Die Probleme im Zusammenhang mit einem Abschluss des Rahmenvertrages liegen ähnlich. Auf den ersten Blick scheinen die Vorteile des Rahmenvertrages, vor allem der freie Zugang der Exportwirtschaft zum europäischen Binnenmarkt, dessen Nachteile klar zu überwiegen. Bei einer näheren Betrachtung zeigt sich, dass die langfristigen Nachteile wesentlich

grösser sind, als dies die befürwortenden Ökonomen wahrhaben wollen. Viel zu wenig wird auf die Folgen eingegangen, die sich aus der mit dem Rahmenabkommen verbundenen Preisgabe eines Teils unserer eigenständigen Wirtschaftspolitik ergeben. Zwar weiss fast jeder, dass das Geheimnis des schweizerischen Wirtschaftserfolges in der unabhängigen, stabilen



Mehr Druck, weniger Spielraum.

und voraussehbaren Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik liegt. Dennoch schenken viele Politiker, Ökonomen und Wirtschaftsvertreter diesem Aspekt kaum Beachtung.

Auf Dauer hat die Schweiz nur dann eine Chance, ihren Wohlstandsvorsprung auf die anderen Länder zu halten, wenn sie konsequent an ihrer souveränen Wirtschaftspolitik festhält. Dies gilt insbesondere für die Arbeitsmarkt-, Sozial- und Fiskalpolitik. Bereits heute ist der internationale Druck auf die Schweiz gross, dass sie ihre Wirtschaftspolitik nach den Wünschen der Grossmächte gestalte. Es braucht deshalb nicht viel Fantasie, sich vorzustellen, dass

nach dem Abschluss des Rahmenvertrages der Druck der EU auf die Gestaltung der schweizerischen Wirtschaftspolitik weiter zunehmen und der Spielraum für eine eigenständige Wirtschaftspolitik immer kleiner werden wird. Insbesondere werden die aus dem freien Personenverkehr abgeleiteten Forderungen der EU ein Festhalten an der liberalen Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik verunmöglichen. In der Vergangenheit war der liberale Arbeitsmarkt sowohl für die Unternehmen als auch für die Arbeitnehmer ein grosser Vorteil.

Ein freier Personenverkehr wird zudem den Druck auf die mittleren und niedrigen Einkommen verstärken und die Einkommensspanne zwischen Reich und Arm und damit die sozialen Spannungen erhöhen. Bei einer zu grossen Zuwanderung besteht ausserdem die Gefahr, dass ausländische Arbeitskräfte nicht mehr integriert werden. Dies wiederum würde das Risiko vergrössern, dass die über Generationen entwickelten spezifischen Charakteristika der Arbeitskräfte in der Schweiz wie Pünktlichkeit, Fleiss, Eigenverantwortung oder der Wille zur Weiterbildung verwässert werden.

Dass solche kulturellen Faktoren einen bedeutenden Beitrag zur Produktivität und für hohe Einkommen leisten, ist unbestritten. Die wegen der Aufwertung des Frankens gegenwärtig geringe Zuwanderung darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass es bei Personenfreizügigkeit jederzeit zu einer übermässigen Zuwanderung mit den entsprechend negativen Auswirkungen auf die Wirtschaft kommen kann.

Bei der Entscheidung, ob ein Rahmenvertrag abgeschlossen werden soll, geht es nicht nur um die Vorteile für die Exportwirtschaft, sondern vor allem um die Frage, ob die Schweiz ihre für den vergangenen wirtschaftlichen Erfolg verantwortliche eigenständige Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik zu wesentlichen Teilen preisgeben soll. Wer sich nur für die kurzfristigen Vorteile spezifischer Wirtschaftsgruppen interessiert und deshalb für den Rahmenvertrag plädiert, stellt die Weichen dafür, dass sich die Schweiz in den nächsten Jahren dem europäischen Mittelmass anpassen wird.

Wer hingegen den selbstbestimmten Weg beschreiten und den Standort Schweiz stärken will, muss sich dafür einsetzen, dass die Schweiz weiterhin eine eigenständige Wirtschaftspolitik verfolgt und an einem marktwirtschaftlichen und gesellschaftlich integrativen Kurs festhält.

Ihr Immobilienraum?



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus
8127 **Forch-Küsnacht**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Miete 4'800.- p.Mt., Kauf 2'395'200.- Bezug nach Vereinb.
www.ufdeforch.ch



4 ½ - 6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 895'000.-, Bezug ab Frühling 2020
www.wilerbuch.ch



3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8413 **Neftenbach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soonbylepa.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, Eckhaus
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'140'000.-, Bezug ab Sommer 2020
www.luckenholz.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH
8332 **Rumlikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis ab 880'000.-, Bezug ab Frühling 2020
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



5 ½ Zi. Maisonette-Eigentumswohnungen
8135 **Langnau a. Albis**, M. Knecht Tel. 044 804 34 34
Preis 1'765'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.bellesterrasses.ch



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8953 **Dietikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.duo-dietikon.ch



5 ½ und 6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soonbylepa.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
8143 **Stallikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis 950'000.-, Bezug nach Vereinbarung
www.zuerikon.ch



4 ½ Zi. Atriumhäuser und 3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
Preis ab 935'000.-, Bezug ab Winter 2020
www.panoramaweg-kloten.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8484 **Weisslingen**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.paradislig.ch



4 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8127 **Aesch-Maur**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
Standort: www.soonbylepa.ch




5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
8458 **Dorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.soonbylepa.ch



**Haben Sie ein Grundstück auf dem
Immobilienräume verwirklicht
werden können?**

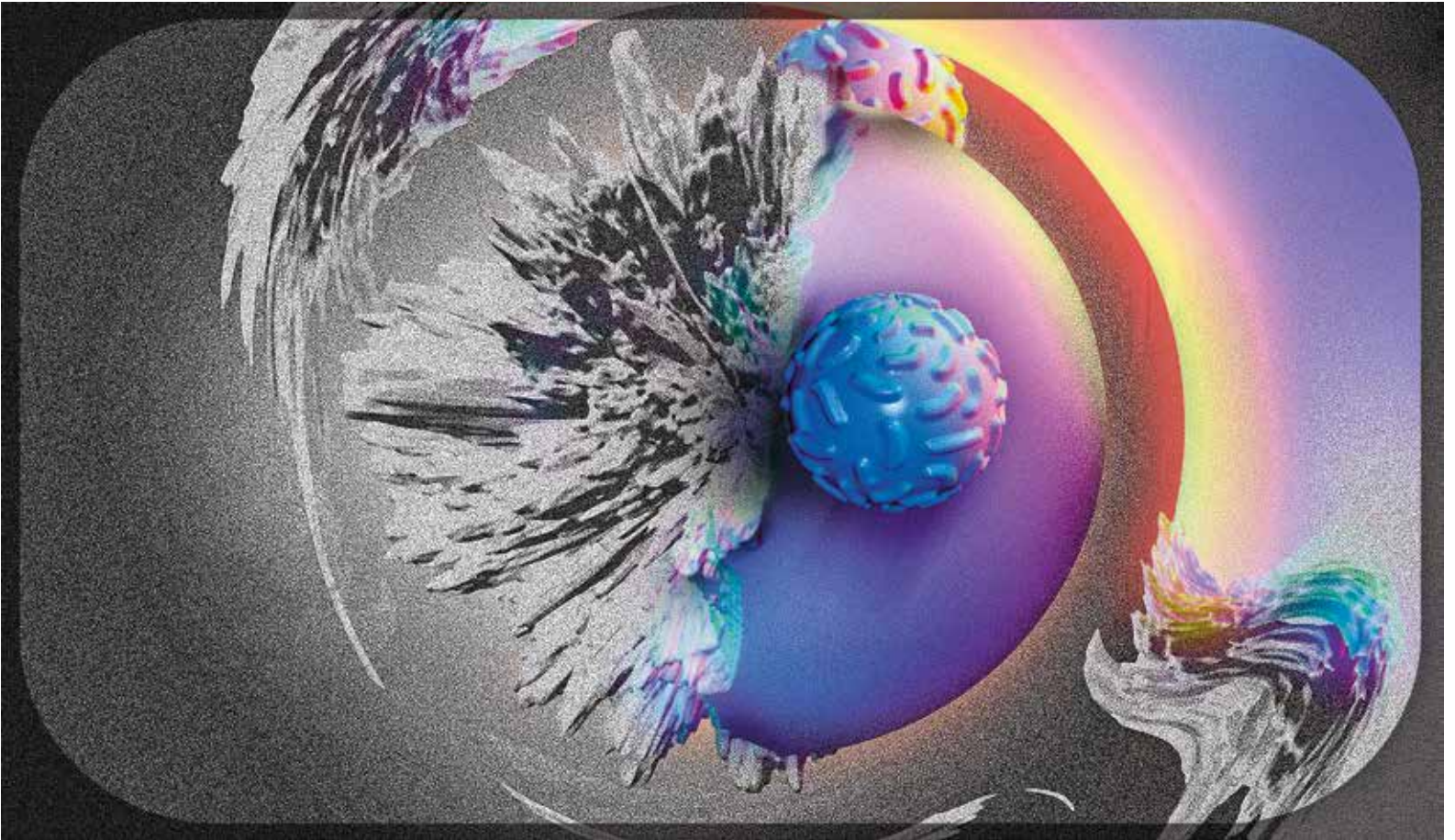


3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.leuberg.ch

Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder
per Telefon 052 235 80 00.



4 ½ Zi. Attika-Terrassenhaus
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis 2'040'000.-, Bezug ab Winter 2019/20
www.mira-birchwil.ch



«Ich bin einer von euch, greift mich nicht an.»

Krebsforschung

Der Durchbruch

Von Charles Graeber — Seit mehr als hundert Jahren gehen Wissenschaftler der Frage nach, wie unser Immunsystem für den Kampf gegen Krebs mobilisiert werden kann. Das galt bislang als unmöglich. Inzwischen liegen bahnbrechende Erkenntnisse vor. Können wir Krebs heilen?

Als ich begann, mein Buch «The Breakthrough» zu schreiben, ahnte ich nicht, dass es vier Jahre dauern würde. Ebenso wenig ahnte ich, dass meine Gesprächspartner vier Jahre später für ihre Forschungen den Nobelpreis für Medizin erhalten würden. Aber ich wusste, dass es ein wichtiges, wenngleich nicht ganz einfaches Thema war. Wie konnte man diese komplexe Geschichte verständlich erzählen, dieses Aufeinandertreffen von zwei hochkomplexen und nicht restlos erforschten biologischen Systemen, diesen Stoff, mit dem bislang nur einige wenige Mediziner auf der ganzen Welt vertraut waren?

Doch ich hatte Glück. Die Geschichte handelt von faszinierenden, inspirierenden und oft amüsanten Menschen. Ich stiess auf eine spannende Detektivgeschichte. Und natürlich begegnete ich etlichen Helden und einem ganz besonders üblen Schurken.

Dieser Schurke ist natürlich der Krebs – eine lebendige Krankheit, die sich verändert und mutiert und nicht zu packen ist. Die üblichen Krebsmedikamente sind das alles nicht. Sie

können nicht mutieren, sich nicht entwickeln. Der Krebs tanzt, aber die Krebsmedikamente stehen einfach da. Folglich würde kein Medikament, kein Gift und keine andere medizinische «Lösung» die hunderterlei Mutationen, die wir in ihrer Gesamtheit als Krebs bezeichnen, «heilen». Wir können sie eine Zeitlang vielleicht vergiften, aber wenn auch nur eine einzige Krebszelle überlebt, wird der Krebs irgendwann in mutierter Form zurückkehren. Er tanzt uns davon. Das war uns bis vor kurzem nicht klar.

Pulverdampf und Gefechtslärm

Doch neue Entdeckungen haben all das verändert. Endlich haben wir tanzen gelernt.

Nunmehr gibt es neue, mutierende Lösungen für unser Mutationsproblem. Diese werden als Immuntherapie bezeichnet. Diese neuartigen Krebstherapien nutzen unser natürliches Abwehrsystem, jene 500 Millionen Jahre alte biologische Technologie, das sogenannte Immunsystem. Dieses System ist komplex und sehr anpassungsfähig. Es tanzt. Es

kann Körperinvasoren erkennen, sich ihnen anpassen und sie abtöten. Und nun haben wir herausgefunden, wie dieses System im Kampf gegen Krebs eingesetzt werden kann.

Und genau das ist der Durchbruch.

Krebs ist verwirrend und schwierig. Weil er ganz anders ist als andere Krankheiten. Wir alle merken, wenn wir erkältet sind oder eine Grippe haben. Das ist offensichtlich, denn es gibt bestimmte Symptome. Man spürt, dass der Körper etwas abwehren will – einen Eindringling, einen Krankheitserreger im Blut. Der Körper verwandelt sich in ein Schlachtfeld, die Symptome sind Pulverdampf und Gefechtslärm.

Aber Krebs ist anders. Krebs ist nicht offensichtlich, jedenfalls nicht sofort. Es gibt kein Fieber, nicht einmal ein Schniefen. Dass man Krebs hat, zeigt sich gewöhnlich nur anhand eines Tests. Krebs ist eine der tödlichsten Erkrankungen, und doch scheint sich unser Körper dagegen nicht zur Wehr zu setzen. Warum?

Vor vier Jahren begann ich, dieser Frage nachzugehen und zu versuchen, die Antwort

in einer Erzählung darzulegen, die auch Nichtwissenschaftler wie ich würden verstehen können. Mein Motiv war nicht nur, dass dies der vielleicht bedeutsamste medizinische Durchbruch unserer Zeit ist, eine faszinierende Geschichte, die den meisten Menschen praktisch unbekannt ist. Die Sache hatte auch einen persönlichen Aspekt. Fast jeder ist in der einen oder anderen Weise von dieser Krankheit betroffen – bei mir sind es Familienangehörige und Freunde. Und fast 40 Prozent von uns werden irgendwann in ihrem Leben eine Krebsdiagnose erhalten.

Noch bis vor kurzem gab es drei Behandlungsmethoden bei Krebs – allesamt ausgesprochen unangenehm. Die älteste besteht darin, den Krebs einfach herauszuschneiden – eine seit Jahrtausenden praktizierte Methode. Die Entdeckung der Radioaktivität im Jahr 1896 führte zur Strahlentherapie. Und aus Forschungen der Abteilung für chemische Kriegsführung der US-Armee ging 1946 die Chemotherapie hervor, bei der Krebszellen «vergiftet» werden. In jüngster Zeit werden Medikamente auch zum «Aushungern» von Tumoren eingesetzt.

Heimlicher Händedruck

Mit diesen traditionellen Techniken des Herausschneidens, Verbrennens und Vergiftens kann etwa die Hälfte aller Krebserkrankungen geheilt werden. Das ist grossartig, für die andere Hälfte der Patienten aber kein Trost. 2018 wurden weltweit 9 055 027 Krebstote registriert.

Doch bei den meisten Krankheiten gelangen weder Messer noch Gift, noch Nuklearmedizin zum Einsatz. Überhaupt kommen wir bei den meisten Krankheiten ohne Medikamente aus. Der Körper erledigt den Job für uns, ohne dass wir etwas davon bemerken.

Die Rede ist natürlich vom Immunsystem, einem komplexen Ökosystem von Killern und Helfern, Spionen und Reportern, das alle Fremdkörper sehr gut erkennen und abstossen kann. Wir wissen auch, dass wir dieses System durch Impfstoffe stärken können, die unsere Immunsoldaten auf eine Krankheit vorbereiten, indem diesen tote oder geschwächte Exemplare präsentiert werden, an denen sie üben können.

Das Immunsystem funktioniert erstaunlich gut. Ausser eben bei Krebs. Nicht nur kann es ihn nicht besiegen, es erscheint überhaupt nicht zum Kampf. In der Geschichte der Medizin wurde dieses Nichterscheinen damit erklärt, dass wir selbst der Krebs sind und dass wir sterben, wenn unser Immunsystem uns angreift.

Krebs ist eine normale Körperzelle. Sie mutiert und reproduziert sich unkontrollierbar, wird aber, so die Annahme, vom Immunsystem nicht als Fremdkörper erkannt. Also erschien es sinnlos, das Immunsystem so weit zu stärken, dass es den Krebs bekämpfen kann. Für die Wissenschaft blieb nur: Herausschnei-

den, vergiften und verbrennen. Viel Geld, Zeit und Talent wurden in die Suche nach besseren Giften gesteckt.

Die wenigen Forscher, die hartnäckig daran glaubten, dass das Immunsystem den Krebs erkennen und beseitigen könne, wurden von der Wissenschaft verlacht. Aber sie hatten guten Grund für ihre Annahme. Sie studierten historische Berichte von Patienten, bei denen es, oft nach einer anderen Infektion, auf wunderbare Weise zu einer Spontanheilung gekommen war. Früher galten diese «Spontanremissionen» als Wunder, als Magie. Man hielt sie für das Ergebnis eines wiedererstarbten Immunsystems.

Man schaute zurück in das späte 19. Jahrhundert, als ein wagemutiger junger New Yorker Mediziner namens William Coley den Versuch unternommen hatte, diese «Spontanremissionen» mit Hilfe einer selbstangefertigten Mixtur toxischer Bakterien auszulösen.

Über hundert Jahre wurden Coleys Ideen verlacht und gerieten schliesslich in Vergessenheit. Doch ein paar Wissenschaftler arbeiteten weiter an diesem «Wunder». Dazu mussten sie die Frage beantworten: Wenn das Immunsystem Krebs erkennen und töten kann, warum passiert das nicht?



Wundersame Spontanheilungen: Coley (Mitte).

Die Arbeit war ziemlich hoffnungslos. Noch in den 1990ern war die Immuntherapie als anerkannter Bereich der medizinischen Forschung praktisch nicht vorhanden.

Der Durchbruch gelang einem Texaner namens Jim Allison. Die Entdeckung, die er gemeinsam mit dem japanischen Wissenschaftler Tasuku Honjo machte, wurde 2018 schliesslich mit dem Nobelpreis gewürdigt.

Allison und Honjo fanden heraus, dass das Immunsystem Krebs erkennen und töten kann. Der Krebs bedient sich der Sicherheitsmechanismen, die in unseren Killerzellen, den sogenannten T-Zellen, eingebaut sind. Die beiden Wissenschaftler entdeckten zwei davon – tatsächlich könnte es Hunderte, ja Tausende geben. Die Sicherheitsmechanismen funktionieren wie Bremsen, die verhindern, dass T-Zellen gesunde Zellen schädigen. Sie sind gewissermassen ein heimlicher Händedruck, mit dem der Körper den Killerzellen signalisiert: «Ich bin einer von euch, greift mich nicht an.»

Der Krebs hatte gelernt, sich diese Sicherheitsmechanismen zunutze zu machen. Er

gab T-Zellen den heimlichen Händedruck, mit dem er ihnen befahl, nicht anzugreifen.

Nachdem wir diesen Prozess verstanden haben, können wir aktiv werden. Wir können den heimlichen Händedruck blockieren und so dafür sorgen, dass die T-Zellen den Krebs angreifen – genau wie bei einer normalen Erkältung.

Der Penizillin-Moment

Dies ist der Penizillin-Moment in unserem Kampf gegen den Krebs. Immuntherapie, einst verlacht, gilt heute als vielversprechende Antwort. Fast alle Krebsforscher und fast alle Pharmaunternehmen auf der Welt beteiligen sich an der Jagd, ausgestattet mit Milliarden Dollar und einer wachsenden Armee von Wissenschaftlern und Experten aus allen Forschungsbereichen. Und das ist erst der Anfang. Die wenigen Medikamente, die bislang für eine Immuntherapie entwickelt wurden, haben die Chancen von Zehntausenden Patienten schon verbessert, und Tausende neuer Medikamente werden zurzeit entwickelt.

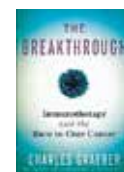
Die vorhandenen Therapien funktionieren nicht bei allen Patienten und nicht bei allen Krebsformen. Aber dort, wo Patienten darauf ansprechen (insbesondere bei Haut-, Lungen- und Nierenkrebs), bemessen sich die Resultate nicht nach gewonnenen Wochen oder Monaten, sondern nach langen Zeiträumen. Und einige Krebsformen können wir praktisch schon heilen, etwa Leukämie bei Kindern.

Die Arbeit ist nicht beendet, aber das Entscheidende ist: Wir sind auf dem einzigen Weg, der Heilung verspricht. Wir haben das Problem der mutierenden Zellen erkannt. Jetzt geht es darum, die Forschung noch intensiver fortzusetzen und den Kreis der Responder-Zellen zu erweitern. Genau das ist der Durchbruch.

Viele Patienten wissen noch immer nicht, dass es im Kampf gegen den Krebs ganz neue Chancen gibt. Selbst viele Ärzte, vor allem jene, die in ihrer Ausbildung gelernt haben, dass Immuntherapie nichts bringt, sind noch immer nicht imstande oder bereit, ihren Patienten solche Optionen vorzuschlagen. Der Durchbruch ist sinnlos, wenn wir keinen Gebrauch davon machen. Und um das zu erreichen, müssen wir darüber informieren. Für mich konnte es keinen besseren Grund geben, ein Buch zu schreiben.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Charles Graeber ist Journalist und Buchautor. Er schreibt unter anderem für *National Geographic*, *The New Yorker*, *Wired* und *Bloomberg Businessweek*. Ein Bestseller war sein Buch «The Good Nurse» über den grössten Massenmörder Amerikas.



Charles Graeber:
The Breakthrough.
Immunotherapy
and the Race to Cure Cancer.
Twelve.
302 S., Fr. 21.90

Rote Schleier lichten sich

Von Christoph Mörgeli

So lobt die SRG sich selber: «Als Medienhaus, das zur freien Meinungsbildung beiträgt, bieten wir unabhängigen und ausgewogenen Journalismus.» Dieser unabhängige und ausgewogene Journalismus sah bei der letzten «Arena» folgendermassen aus: Vier Sozis diskutierten an vier Stehpulten über die Sozialdemokratische Partei. Nämlich Ständerat Daniel Jositsch, Fraktionschef Roger Nordmann, Gewerkschaftsökonom Daniel Lampart und Schulpräsidentin Chantal Galladé.

Dass der Gewerkschaftsbund kein Schwergewicht wie den Präsidenten Pierre-Yves Maillard, seinen Vorgänger Paul Rechsteiner oder Unia-Nationalrat Corrado Pardini abordnen mochte, verheisst nichts Gutes. Die Befürworter des Lohnschutzes für die Schweizer Arbeitnehmer innerhalb der Linken sind in der Defensive. Die SP wird dem EU-Anbindungsvertrag spätestens nach den Wahlen ohne Wenn und Aber zustimmen. Die «sozialliberalen Selbstmord-Sozialdemokraten» (Peter Bodenmann) begehen Selbstmord aus Angst vor dem Sterben.

Die Schleier über der politischen Linken lichten sich. Die echten Arbeiter und Arbeitnehmer der freien Wirtschaft wählen längst nicht mehr SP, sondern SVP. Denn sie haben von EU-Ideologie, Personenfreizügigkeit, Massenzuwanderung und Asylantenverhättschelung nichts zu gewinnen. Doch an der Spitze der SP stehen heute Leute, die von den Sorgen und Nöten eines Arbeiters so viel Ahnung haben wie eine Schildkröte vom Rückenschwimmen. Ein festbesoldeter Universitätsprofessor wie Daniel Jositsch bezieht seinen Lohn vom Staat, bis der Sargdeckel zuklappt. Als Präsident des Kaufmännischen Vereins verkündet er darum gefahrlos sein Ja zum Rahmenvertrag. Sollen doch die hiesigen kaufmännischen Angestellten selber zusehen, wie sie die EU-Konkurrenz überleben.

Daniel Jositsch will den EU-Beitritt. Noch lieber aber will er in den Bundesrat. Darum hofiert er jetzt der FDP. Schon schwenkt die SP auf Jositsch-Kurs. Denn sie darf nichts gegen die EU sagen. Sonst müsste sie noch zugeben, dass Brüssel der Schweiz die heutigen flankierenden Massnahmen früher ausdrücklich erlaubt hat. Andernfalls hätte man die Personenfreizügigkeit beim Volk niemals durchgebracht. Jetzt soll damit Schluss sein. Und da sprechen manche im Zusammenhang mit Brüssel von Rechtssicherheit. Wir haben von der EU Gerechtigkeit erwartet. Und stattdessen Juncker bekommen.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Metzgersfrau aus dem Aargau

Von Peter Bodenmann — Säuhäfelä – Säudeckeli: Doris Leuthard wird Bell-Verwaltungsrätin.



Coop kopiert Implenä – und postet sich eine Bundesrätin: Leuthard (l.), Leuenberger.

Die CVP ist eigentlich die Partei der Randregionen. Sie müsste deren Interessen vertreten. Die Swisscom gehört mehrheitlich dem Schweizer Staat – im Gegensatz zu den meisten anderen Ländern. Der Staat entscheidet, wer Präsident des Verwaltungsrates wird. Der Staat definiert als Mehrheitsaktionär die Strategie. Der Staat bestimmt weiter, welche Auflagen bei der Vergabe von 5G-Konzessionen zu beachten sind. Alles gut so.

Doris Leuthard war in den letzten Jahren für diesen staatlichen und parastaatlichen Bereich zuständig. Präsident ihres Swisscom-Verwaltungsrates war ein gewisser Herr Loosli von Coop. Doris Leuthard hätte durchsetzen müssen und können, dass die ganze Schweiz flächendeckend und zeitnah mit einem 5G-Netz versorgt wird.

Unter dem Druck der Swisscom hat Doris Leuthard die Interessen ihrer CVP-Randregionen links liegenlassen. Auch weil die Arbeitsgemeinschaft gegen das Berggebiet und ihr Direktor, Nationalrat Thomas Egger, keinen Druck machten. Und weil die Regierungskonferenz der Gebirgskantone auch in der Ära Christophe Darbellay nicht aus ihrem Dauertiefschlaf erwacht ist.

Jetzt sollen die Berggebiete finanziell bluten, damit sie doch noch ein 5G-Netz bekommen. Dies weil die Swisscom von flächendeckendem Service public so viel hält wie der Teufel vom Weihwasser. Alles mehr als ärgerlich, aber letztlich Ausdruck einer Schweiz,

in der die Randregionen und ihre digitalen Nichtschwimmer nicht mehr ernst genommen werden.

Moritz Leuenberger wechselte vom Bundesrat in den Verwaltungsrat der Implenä. Hier kurzfristig zuständig für nachhaltiges Bauen, obwohl er von Bauen und Nachhaltigkeit nachweislich nichts verstand und versteht. Quer durch alle Parteien wurde das kritisiert.

Der Detailhandel ist massiv unter Druck. Kein Stein bleibt auf dem andern. Doris Leuthard versteht von dieser Branche wenig bis nichts. Trotzdem schnappte Hansueli Loosli die Doris der Migros weg und macht sie zur Verwaltungsrätin von Coop und Bell. Die Deutschen würden sagen: «Das alles hat mehr als ein Gschmäckle.»

Früher oder später wird das Berggebiet erwachen. Wie bei den Wasserzinsen. Absehbar werden sich Salt, Sunrise und Swisscom die nichtversorgten Gebiete aufteilen müssen. Und untereinander das Roaming sicherstellen. So wie dies Horst Seehofer in Deutschland durchsetzt.

Heikler wird das Problem für Doris Leuthard. Bell ist der grösste Metzger der Schweiz. Die Schlachthäuser der Metzger sind die neuen Angriffsziele der militanten Tierschützer und Veganer. Neu haben sie mit Doris Leuthard eine ideale Zielscheibe. Da sind 100 000 Franken Schmerzensgeld pro Jahr angemessen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Von Untergang zu Untergang

Von Kurt W. Zimmermann — Zu den dümmsten Marotten der Journalisten gehört ihre totale Begeisterung für das totale Scheitern.

Von Washington nach Moskau, von London nach Rom: Unsere Welt wird ausnahmslos von gescheiterten Existenzen regiert.

Kanzlerin Angela Merkel beispielsweise ist «gescheitert», sagt uns die NZZ. «Gescheitert» ist auch Präsident Emmanuel Macron, wie die *Frankfurter Allgemeine* weiss.

Sie sind nicht allein. Wladimir Putin ist «gescheitert» (*Der Spiegel*). Theresa May ist «gescheitert» (SRF). Pedro Sánchez ist «gescheitert» (*Berner Zeitung*). Justin Trudeau ist «gescheitert» (*Süddeutsche Zeitung*). Sebastian Kurz ist «gescheitert» (*Bündner Tagblatt*). Stefan Löfven ist «gescheitert» (*Basler Zeitung*). Matteo Salvini ist «gescheitert» (*Stern*).

Und bei uns sieht es nicht besser aus. Ueli Maurer ist «gescheitert» (*Der Bund*). Alain Berset ist «gescheitert» (*Bilanz*). Ignazio Cassis ist «gescheitert» (*20 Minuten*).

Was ist das für eine Welt, die nur in Händen von gescheiterten Totalversagern liegt?

Aber halt, da fehlt noch einer, sagen Sie nun. Ja, es fehlt der Weltmeister in der Disziplin. Wenn es nach den Medien geht, scheitert Donald Trump von morgens früh bis abends spät ungefähr im Halbstundentakt.

Interessant bei Trump ist ein grammatikalischer Unterschied. Er ist in den Medien nicht nur gescheitert, sondern gescheitert mit einem verschärfenden Adverb. Trump ist «krachend gescheitert» (*Blick*) oder «komplett gescheitert» (*Walliser Bote*) oder «grandios gescheitert» (*Tages-Anzeiger*). Die andern scheitern zumindest normal.

Fundamentale Schwäche

Das alles ist auf den ersten Blick amüsant, weil es die kindlich-verspielte Weltsicht heutiger Journalisten präsentiert. Es ist eine Weltsicht, bei der es immer um Tod und Leben und um Triumph oder Untergang gehen muss, am liebsten natürlich um Untergang.

Auf den zweiten Blick wird hier aber eine fundamentale Schwäche der heutigen Medien sichtbar. Journalisten haben zunehmend grosse Mühe, komplexe Entwicklungen und Prozesse zu verfolgen und einzuordnen. Langfristige Entwicklungen und Prozesse haben den Nachteil, dass sie fliessend sind und dass Lösungen und Annäherungen mitunter verlangsamt und verzögert werden. Damit sind Journalisten heillos überfordert.

Fliessende Entwicklungen lassen sich nicht in finale und apodiktische Denkmuster und Schlagzeilen hämmern. Stellen wir uns bei-



Hektische Reflexe.

spielsweise einmal die folgende Schlagzeile vor: «Trump und Kim brauchen für eine Lösung mehr Zeit».

Jeder Volontär auf einer Zeitung wird bei einem solchen Titelvorschlag brüllend herauslachen. Denn jeder Volontär weiss, was die richtige Schlagzeile ist. Sie lautet: «Gipfel zwischen Trump und Kim ist krachend gescheitert!»

Oder stellen wir uns folgende Schlagzeile vor: «Alain Berset evaluiert langfristige AHV-Finanzierung». Jetzt lacht der Volontär noch lauter, weil auf der Redaktion klar ist, wie die passende Schlagzeile lautet. Sie lautet: «Berset in der AHV-Krise komplett gescheitert!»

Der Abscheu, sich auf langfristiges, prozessuales Denken einzulassen, ist nicht nur im Politikressort hochgradig ausgeprägt. In der Wirtschaft ist es ähnlich. Wenn Swisscom, Swatch oder Credit Suisse sich in komplexen Situationen auf neue Marktumfelder einstellen müssen, reagiert das Journalistenhirn, programmiert auf kurzfristigen Feuerzauber, mit demselben hektischen Reflex. «Swisscom gescheitert», lesen wir dann. Und: «Swatch gescheitert». Und: «Credit Suisse gescheitert».

Ich habe auch schon versucht, das Thema mit Journalisten zu diskutieren. Ich fand kein Gehör. Ich bin grandios gescheitert.

Urgestein

Von Henryk M. Broder — Claudia Roths erstaunliche Präsenz.

Letzte Woche hatten die deutschen Sozialdemokraten endlich wieder einen Grund zum Feiern. In der aktuellen Umfrage eines Meinungsforschungsinstituts landete die SPD mit 17,4 Prozent auf Platz 2, ganz knapp vor den Grünen, die mit 17,3 Prozent Platz 3 belegten.

Obwohl eine Differenz von 0,1 Prozentpunkten keine Schlüsse zulässt, wollten die üblichen Kaffeesatzleser einen Trend erkennen: Mit der SPD gehe es wieder bergauf, während der Höhenflug der Grünen vorbei sein dürfte.

Das mag stimmen oder auch nicht. Eine Überraschung ist es in jedem Fall, dass die grüne Partei in der Gunst der Wähler Kopf an Kopf mit der SPD rangiert. Dafür eine vernünftige Erklärung zu finden, ist keine leichte Aufgabe, eine Herausforderung sogar für Parapsychologen, die sich mit Phänomenen beschäftigen, «die das normale Erkenntnisvermögen überschreiten» – wie zum Beispiel ein Leben nach dem Tode.

Hinzu kommt, dass sich die führenden Kader der Grünen alle Mühe geben, ihre Inkompetenz zu beweisen. So hat die relativ neue Vorsitzende der Partei, Annalena Baerbock, vor kurzem behauptet, das Speicherproblem für Strom aus erneuerbaren Energiequellen sei gelöst. «Das Netz fungiert als Speicher. Und das ist alles ausgerechnet.» Derweil ihr Kollege Robert Habeck sich nachhaltig mit Bemerkungen über Bayern und Thüringen blamierte, wo die Grünen die Demokratie wiederherstellen wollten.

Soeben hat Claudia Roth, das Urgestein der Grünen, ordentlich nachgelegt. In einem Interview mit dem Berliner *Tagesspiegel* forderte sie, der Bundestag müsse «paritätisch» besetzt sein, mit ebenso vielen Frauen wie Männern. Sollten die Parteien ihrer Empfehlung nicht «freiwillig» folgen, werde «eine gesetzliche Regelung» eingreifen, «um die Repräsentanz und Qualität von Politik insgesamt zu steigern».

Claudia Roth selbst hat es, obwohl von Geburt an eine Frau, weit gebracht. 1987 trat sie den Grünen bei, von 1989 bis 1998 vertrat sie ihre Partei im Europaparlament, im selben Jahr wechselte sie von Brüssel nach Berlin. Dreizehn Jahre lang stand sie an der Spitze der Öko-Partei, 2013 wurde sie zur Vizepräsidentin des Bundestages gewählt. Ihre Präsenz in der Politik ist erstaunlich. Der Qualität ihrer Politik tut das nicht gut.



Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man den jungen Nachbarn aus Indien, die sehr oft indisch kochen und mit dem penetranten Geruch unsere Lebensqualität beeinträchtigen, einen neutralisierenden Raum-Spray schenken? *Kvetoslava Sobek-Hurda, Basel*

Vermutlich hilft der Raumspray bei den Nachbarn weniger, als wenn sie ihn in ihrer eigenen Wohnung einsetzen würden. Ein eleganterer Hinweis wäre, die Nachbarn zum Käsefondue einzuladen. Auf der Hitliste der olfaktorisch auffälligsten Nationalgerichte steht es noch vor dem indischen Curry. Oder Sie versuchen, es positiv zu sehen oder zu riechen: Die Welt kommt in Düften zu Ihnen. Das sorgt für interessante Einblicke in andere Tischkulturen.

David Schnapp

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Karin Keller-Sutters Personalentscheide zeigen eine Distanz zur FDP. Und das ist gut so.» *Jürg Walter Meyer*

Sympathischer Unterschied

Nr. 9 – «Die Entfremdete»;
Hubert Mooser über Karin Keller-Sutter

Frau Karin Keller-Sutter war mir unvertraut. Ich fragte mich sogar, ob sie eine gute Bundesrätin sein werde. Nun, der Artikel macht sie mir sympathisch: Ihre Personalentscheide zeigen eine Distanz zur FDP. Und das ist gut so: Unsere sieben Bundesräte müssen sich von der Partei, der sie angehören, abnabeln, wenn ihre Entscheide zum Wohlergehen unseres Landes beitragen sollen. Bundesrätin Karin Keller-Sutter unterscheidet sich auch auf sympathische Weise von Frau Amherd. Die neue Verteidigungsministerin hat in guter CVP-Tradition lukrative Jobs an Freunde und Helferinnen aus ihrer Heimat verteilt. Ein guter Start: Frau Keller-Sutter mag sich von der FDP entfremdet haben; aber sie wird dadurch dem Volk sympathischer – ohne leuthardsche Effekthascherei.

Jürg Walter Meyer, Leimen (D)

Kleinkariertes Wirtschaftssinn

Nr. 9 – «Rosa Linien, rote Köpfe»;
Erik Ebnetter über die FDP

Gössli, Walti und Hiltbold sind auf dem besten Weg, den grossen Freisinn zum kleinkarierten Wirtschaftssinn zu degradieren. Freiheit und Unabhängigkeit werten sie mit ihrer Zustimmung zum Rahmenabkommen zu gering.

Hans Glarner, per E-Mail

Mit Witz und Schalk

Zu «Tamaras Welt»

Die Lektüre der *Weltwoche* macht mit Tamara Wernli noch mehr Spass. Wohl nicht nur ich lese ihre Kolumne immer zuerst. Sie schreibt mit erfrischendem Witz und Schalk gegen die heuchlerische Dauerempörung der sogenannten Feministinnen – Mittel zum Zweck, um vom Mann möglichst viele Vorteile herauszuholen und ihn gleichzeitig niederzuhalten. Hinzu kommt eine überwunden geglaubte Doppelmoral, welche der katholischen Kirche alle Ehre macht. *Jürg Streuli, Wetzikon*

Mein Ledigname ging unter

Nr. 8 – «Unnötiges Revival»;
Katharina Fontana über Doppelnamen

Das Führen des Doppelnamens hat nichts mit der Gleichberechtigung von Mann und Frau zu tun. Wie die Statistik zeigt, haben Nachnamen für die betreffende Person einen ganz anderen Hintergrund. Der Doppelname zeigt zum Bei-

Leserbild

Zum Thema französischer Angriff auf die UBS: Bei uns Geld zu holen, hat offenbar Tradition beim westlichen Nachbarn.

Hanspeter Büchi, Stäfa



Raub des Zürcher Staatsschatzes 1798 durch die französischen Invasoren.

spiel an, welchem Zweig eine Person entstammt. Das hat mit Familiengeschichte zu tun. Im Übrigen sind Personen mit Doppelnamen in geführten Registern besser auffindig zu machen. Beim Doppelnamen kann auch ein gewisser Stolz vorhanden sein, eben nach der Heirat den Namen des Mannes, aber auch den eigenen mitzuführen. Bei der Liegenschaftsübertragung von meinem Vater an mich durfte mein Doppelnamen im Kaufvertrag nicht aufgeführt werden (das Gesetz verbietet das). Ich hätte mir sehr gewünscht, dass später ersichtlich ist, dass die Liegenschaft eben von einem Nachkommen übernommen wurde. Mein Ledigname ging damit unter. Dies allein habe ich nun als Frau der Gleichberechtigung zu verdanken. Ich hoffe sehr auf die Wiedereinführung der Doppelnamenregelung. Sie ist sinnvoll. *Erika Bühler-Holzer, Einsiedeln*

... dann wird gleich gedroht

Nr. 8 – «Verhältnismässiges Dominospiel»;
Kolumne von Christoph Mörgeli

Die EU hat die Nase voll von der unabhängigen, direktdemokratischen, erfolgreichen Schweiz. Der Schweiz geht es besser, solange sie die Schweiz bleibt – frei, ungebunden, selbstbestimmt. Und neutral nach allen Seiten. Die EU hat viele Länder aufgenommen, die gelo-

gen und betrogen haben. Aber wehe, die Schweiz macht etwas, was der EU nicht passt, dann wird gleich gedroht.

Arash Yaraghchi, Winterthur

Wie ein ertappter Primarschüler

Nr. 8 – «Verwaiste Kommandobrücke»;
Christoph Mörgeli über die Armeeführung

Weder Armeechef Philippe Rebord noch Stefan Holenstein, Präsident der Schweizerischen Offiziersgesellschaft (SOG), zeigen genügend Führungs- und Durchsetzungsvermögen, um die neuen sicherheitspolitischen Spannungsfelder zu vermeiden. Rebords Kommunikation entspricht keinesfalls den Ansprüchen unserer modernen Informationsgesellschaft. Es stellt sich die Frage, ob der Armeechef seiner Führungsaufgabe genügt, wenn er in dieser Frage Frau Amherd und ihre Kritik an den Waffengesetzgegnern wie ein ertappter Primarschüler vorschieben und sich entschuldigen muss. *Roger E. Schärer, Feldmeilen*

Es ist nie zu spät

Sonderheft «Motorrad-Land Schweiz»
(Beilage der *Weltwoche* Nr. 6 – «Warum ich gerne Motorrad gefahren wäre»
von Michael Bahnerth

Mir bereitet dieser Artikel – wie das gesamte Sonderheft – ein erfrischendes, mitreissendes Lesevergnügen. Danke schön! Warum aber lässt sich der Autor des Beitrags ausschliesslich im sehnlichen Wunsch von der Motorradleidenschaft tragen? Im Alter von 52 habe ich zunächst meine Töff-Passion mit der Prüfung abgeleitet, um drei Jahre später meine Vorstellungen einer mehrwöchigen Route-66-Reise mit einer Harley-Davidson Softail Heritage umzusetzen: bei Wind und Wetter, in Ledermontur und meistens nur mit Harley-Kopftuch, ohne Helm, was in verschiedenen Bundesstaaten von Amerika auch heute noch zulässig ist. *It is never too late!* *Jean Hobby, Wallisellen*

Korrigenda

Im Sonderheft «Mobilität» (Beilage der *Weltwoche* Nr. 8) steht, unser Kolumnist Andreas Thiel fahre einen Range Rover Defender. Das ist falsch. Thiel fährt natürlich einen Land Rover Defender. Wir bitten um Entschuldigung. *Die Redaktion*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Meine Tochter, sechzehn, hat sich auf Tinder angemeldet, einer Internetplattform, die bekannt dafür ist, Leute für schnellen und unverbindlichen Sex zusammenzubringen. Wie mache ich ihr sanft klar, dass dies nicht unbedingt eine gute Idee ist? *Renate G., Frauenfeld*

Die Frage ist deshalb etwas schwierig zu beantworten, weil es hier sehr auf das Verhältnis der Tochter zur Mutter oder zum Vater ankommt. Sechzehnjährige Töchter sind nicht in einem einfachen Alter. In der Regel sind sie in der Pubertät, was schwierig ist, weil sie sich einerseits mit aller Macht von den Eltern lösen wollen, aber innerlich doch stark an die Eltern gebunden sind.

Dass sich Ihre Tochter auf Tinder angemeldet hat, ohne Ihnen das zu verheimlichen, könnte darauf schliessen lassen, dass sie die Eltern provozieren wollte. Sonst hätte sie es wahrscheinlich heimlich getan. Vielleicht wollte sie die Eltern zum Streit herausfordern, was auch eine Form des vermissten Gesprächs ist – vielleicht genießt

sie den Widerspruch – eine Form der Ablösung, ohne brechen zu müssen. In der Pubertät suchen die Jugendlichen Ablösung und gleichzeitig klare Grenzen.

Sie finden, es sei keine gute Sache, was Ihre Tochter da macht. Sie wollen der Tochter abraten. Sie wissen nur nicht, wie Sie «ihr das sanft klarmachen» können. Warum sanft? Ob sanft oder ganz bestimmt, das müssen Sie herausfinden. Nicht alle Menschen reagieren gleich. Aber Sie müssen auch wissen, was Sie erreichen wollen.

Wenn Sie ihr nur sagen wollen, dass es «nicht unbedingt eine gute Idee ist», dann ist es einfach. Wahrscheinlich wollen Sie ja das Tun verhindern. Ob die Tochter es unterlässt, wenn Sie ihr sanft sagen, es sei «nicht unbedingt eine gute Idee», weiss ich nicht. Vielleicht braucht es mehr. Zweckmässig scheint mir, ihr die Gefahren ihres Tuns entschieden aufzuzeigen. Verbieten können Sie es ihr wohl kaum – sie ist ja schon sechzehn Jahre alt. Sie haben die Alternative, durch Überzeugung und Entschiedenheit den Stopp zu bewirken.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Mediensteuer: KMU werden x-fach zur Kasse gebeten

ab Montag, 11. März, täglich auf 17.35 Uhr auf



und ab Montag, 18. März,
täglich um 17.25 Uhr auf



und unter:

www.fokus-kmu.tv

Novartis bringt Schweiz durcheinander

Trotz Stellenabbau und zwanzigjähriger schwacher Börsenperformance gewährt der Basler Pharmariese vierzehn Wochen Vaterschaftsurlaub. Und setzt damit Politik und KMU-Wirtschaft unter Druck.

Von Christoph Mörgeli

Die Hiobsbotschaft platzte mitten in eine erfreulich brummende Konjunktur. Ende September letzten Jahres verkündete der Schweizer Pharmakonzern Novartis die Streichung von 2000 Stellen. Der Abbau von beinahe jeder sechsten Stelle ist einmalig in der neueren Schweizer Wirtschaftsgeschichte und betrifft die Standorte Basel, Stein, Schweizerhalle, Locarno und Rotkreuz. 700 davon sind typische Jobs im Bereich Dienstleistungen wie Personalwesen, Buchhaltung, Immobilienverwaltung oder Informationstechnologie. Verlagert wird nach Irland, Indien, Malaysia, Mexiko und Tschechien. Dann folgte das übliche Bewältigungsritual: Die Gewerkschaften und Angestelltenverbände protestierten. Die Professoren erklärten, es gehe um Kosteneinsparungen. Die Medien lamentierten über den Niedergang des kaufmännischen Berufsstands und über die fehlende Verantwortung gegenüber dem Standort Schweiz.

Die traurige Nachricht traf vor allem die Region Basel. Entsprechend harte Worte fand Christof Burkard vom Angestelltenverband in der *Handelszeitung*: Das globale Unternehmen füge dem Werkplatz Schweiz grossen Schaden zu. «Wir lassen uns von Novartis nicht den Industriestandort in Basel zerstören.» Die Konzernspitze beeilte sich, zu erklären, dass der Abbau mit hohen Abfindungen und Frührenten für ältere Mitarbeiter abgedeckt werde. CEO Vasant Narasimhan versicherte: «Die Mitarbeiter werden anständig behandelt.»

Mit 59 Jahren rausgeworfen

Über diese Zusicherung gerät die 59-jährige K.S. noch heute in Rage. Ein ganzes Arbeitsleben hat die alleinstehende Frau in Vollzeit für Novartis im aargauischen Stein gearbeitet. Die Sachbearbeiterin gehörte nicht zum Kader. Sämtliche Vorgesetzten waren mit ihrer Leistung ausnahmslos zufrieden und attestierten ihr dies auch in regelmässigen Mitarbeiterbeurteilungen. Eine ernsthafte Chance, nochmals einen Job zu finden, kann sich K.S. nicht ausrechnen. Besonders erbittert sie der Umstand, dass man ihr erklärte, ihr Arbeitsbereich werde künftig nicht mehr benötigt. Mittlerweile hat die Entlassene aber erfahren, dass sie durch eine knapp dreissigjährige Deutsche ersetzt wird, die das Unternehmen erheblich billiger kommt. Auch die Mitteilung, Novartis werde im Werk Stein bis zu 450 neue Stellen schaffen, ärgert die Basel-Landschäftlerin: «Ich sehe vor mir nur ein schwarzes Loch. Ich schäme mich als le-

benslang Berufstätige, mich jetzt bei der Arbeitslosenvermittlung in die Reihe zu stellen.»

Da stellt sich die Frage, ob Konzernverantwortliche der Vorgängerfirmen wie Alex Krauer, Louis von Planta oder Marc Moret ältere, verdiente Mitarbeitende auch so kühl kalkulierend an den Sozialstaat abgeschoben hätten. Zweifel sind erlaubt. Jedenfalls scheint bei Novartis die gelebte staatsbürgerliche Verantwortung gegenüber dem Standort Schweiz keine grosse Rolle mehr zu spielen. Dies ist auch kein Wunder, sitzen doch im zwölfköpfigen Verwaltungsrat gerade noch zwei gebürtige Schweizer. Als Geschäftsführer wirkt der erst 42-jährige indischstämmige Amerikaner Vasant Narasimhan, der einfach als «Vas» angesprochen werden möchte und sich bemüht, im behäbigen Pharmariesen einen krawattenlos lässigen Silicon-Valley-Stil durchzusetzen. Trotz dem dramatischen Stellenabbau definiert sich Novartis im Stammland nach wie vor als «global tätiges Unternehmen, das sich klar zu seinen Schweizer Wurzeln bekennt».

Unter dem Schock der 2000 wegrationalisierten Jobs erklärte Norbert Thom, emeritierter Professor für Organisationslehre an der Universität Bern, die Schweiz sei nicht nur durch das hohe Lohnniveau, sondern auch durch die ständig steigenden Nebenkosten unter internationalem Druck: «Denken Sie nur an das zurzeit sehr aktuelle Thema Vaterschaftsurlaub.» Wie um dieses professorale Urteil Lügen zu strafen, versammelte Konzernchef Narasimhan getreu seinem Motto «Ich will die Welt verändern» die Belegschaft nach amerikanischem Vorbild zum *town hall*: Novartis werde den Urlaub für Vaterschaften weltweit von bislang sechs Tagen auf vierzehn Wochen anheben, also beinahe so lange wie für Mütter mit achtzehn Wochen.

Ein Vater mit vier Kindern (und diese sind etwa in Asien nicht allzu selten) wird also künf-

tig seinem Arbeitsplatz bei Novartis ein Jahr und einen Monat lang fernbleiben dürfen. Zwar ist die exakte Art der Entlohnung noch offen, doch dürfte sie sehr grosszügig ausfallen. Die neue Regelung soll sogar rückwirkend für Mitarbeiter gelten, deren Partnerinnen im ersten Halbjahr 2019 ein Kind geboren haben – Adoptionen selbstredend inbegriffen. Die *Basellandschaftliche Zeitung* hatte am Vortag über die Konkurrenz getitelt: «Roche prescht ins Feld der Gentherapien vor». Am 27. Februar meldete das gleiche Blatt: «14 Wochen Vaterschaftsurlaub: Novartis prescht vor».

Gewerbepräsident reagiert erbost

Vasant Narasimhan lancierte diesen PR-Coup unmittelbar im Vorfeld der Generalversammlung vom letzten Donnerstag, die ihm persönlich trotz flauen Resultaten erneut einen Griff in die Kasse von zehn Millionen Franken genehmigt hat. Er konkurrierte beim Vaterschaftsurlaub mit Google, Yahoo und Netflix, wobei diese Unternehmen richtig Geld verdienen und Narasimhan auch die Antwort schuldig blieb, wie viele Chemiker und Pharmazeuten sie beschäftigen. Sicher ist: Novartis führt mit vierzehn Wochen Papi-Urlaub das hierzulande geltende gesetzliche Minimum von einem Tag ad absurdum. Bei der gestaffelten Einführung soll die Segnung den hiesigen Novartis-Vätern schon ab dem 1. Juli zuteilwerden. Damit baut Novartis grossen Druck auf die Politik wie die Schweizer Wirtschaft auf – durch ein Management, dessen Kernkompetenz zweifellos nicht in



Konzernchef Vasant «Vas» Narasimhan.

Vasant Narasimhan bemüht sich, im Pharmariesen einen lässigen Silicon-Valley-Stil durchzusetzen.

der Kenntnis des Schweizer Arbeitsmarkts liegt. Der Bund gewährt zehn Tage Vaterschaftsurlaub; selbst die rot-grün regierte Stadt Zürich kennt nur fünf Tage, wobei die gewerkschaftlich besser organisierten Angestellten des Schauspielhauses vier Wochen einziehen dürfen. Stadt und Kanton Neuenburg haben vier Wochen beschlossen, die Stadt Lausanne als Spitzenreiter sogar noch einen Tag mehr.



Vaterschaftsurlaub wie bei Google, Yahoo und Netflix.

Die bürgerliche Mehrheit des Parlaments hat eine Verlängerung des Vaterschaftsurlaubs bislang stets aufs Neue abgelehnt. Unter dem Druck der Volksinitiative «Für einen vernünftigen Vaterschaftsurlaub» mit geforderten minimalen vier Wochen knickte die FDP ein. Von gelinder Panik erfasst, das Begehren könne beim Souverän durchkommen, zimmerte der Freisinn – entgegen dem bemerkenswert standhaften Nein des Bundesrats – einen indirekten Gegenvorschlag von sechzehn Wochen Elternurlaub, wobei acht fix für die Mutter reserviert sind und sich Vater und Mutter beim Rest einvernehmlich flexibel einigen sollen. In beiden Kammern des Parlaments dürfte schliesslich der Gegenvorschlag von zwei Wochen Gefallen finden. Jedenfalls liegen die Ansätze, über die sich die Volkvertreter in Bundesbern Ende Jahr noch heftig balgen werden, meilenweit entfernt von den vierzehn Novartis-Wochen.

Der Präsident von Travailsuisse, SP-Nationalrat Adrian Wüthrich, lobt das «ausländisch dominierte Management von Novartis» über den grünen Klee. Dieses habe erkannt, dass es «in der Schweiz eine Lücke gibt». Etwas zynisch fügt er hinzu, für die KMU sei eine gesetzliche Lösung von Vorteil, da sie dadurch «nicht ins Hintertreffen mit den grossen Konzernen» ge-

rieten. Valentin Vogt vom Arbeitgeberverband meint kleinlaut, das Beispiel Novartis zeige, «dass die Unternehmen in manchen Branchen wegen des Fachkräftemangels eigene Lösungen finden». Die *Aargauer Zeitung* zieht das Fazit: «Damit setzt die Wirtschaft auch die Politik unter Druck.» Tatsächlich hat Novartis mit den vierzehn Wochen Vaterschaftsurlaub – wenn wohl auch unbeabsichtigt – einen veritablen Feuerteufel geworfen.

Gewerbepäsident und SVP-Nationalrat Jean-François Rime reagiert gegenüber der *Weltwoche* aufgebracht: «Ich finde es skandalös, dass ein ausländischer Manager ohne Ahnung von der Schweizer Politik im Alleingang einen solchen Entscheid trifft.» Unter diesen Umständen werde er sich nicht mehr für höhere Medikamentenpreise in unserem Land einsetzen. «Stellen Sie sich einen Gewerbebetrieb mit fünf Leuten vor, wenn einer krank ist, ein Zweiter sich von einem Skiunfall erholt und ein Dritter wegen Vaterschaft wochenlang abwesend ist.»

Nun könnte man selbstverständlich argumentieren, in der freien Wirtschaft solle jedes Unternehmen seine Segnungen an die Arbeitnehmer nach eigenem Gusto gestalten. Auch zeige ja das Beispiel Novartis, dass es keine gesetzliche Regelung brauche. Nur sorgt gerade am Standort Schweiz eine enge Regulierung

des Pharmamarkts für saftige Gewinne. Wenn ein Grosskonzern jetzt die kleinen Firmen sozialpolitisch ohne Rücksicht auf die Binnenwirtschaft an die Wand drückt, muss man von einem wenig solidarischen Handeln sprechen.

Zückerchen für junge Männer

Zudem geraten Unternehmen, die keine Väter beschäftigen, in eine Art Geiselhaft und müssen für etwas mitbezahlen, von dem sie gar nicht profitieren. Schliesslich wird der Urlaub für die frischgebackenen Papis durch Lohnabzüge finanziert, womit für andere Bedürfnisse unter Umständen kein Spielraum mehr besteht und dem Wirtschaftskreislauf erneut Geld zugunsten der staatlichen Umverteilung entzogen wird. Man wird den Eindruck nicht los, Novartis führe für die Angestellten mehr Sozialismus ein, um davon abzulenken, dass sich die obersten Kader beim Griff in die Kasse der Aktionäre umso kapitalistischer gebärden. Und dies erst noch vor dem Hintergrund eines seit zwanzig Jahren nur gerade knapp verdoppelten Börsenwerts. Eine verantwortungsvolle Politik gegenüber dem Schweizer Sozialstaat bestünde darin, nicht bloss Zückerchen an die jungen Männer in aller Welt zu verteilen. Sondern treuen, verdienten Mitarbeitern eine Arbeit bis zur ordentlichen Pensionierung zu ermöglichen. ○

Das Gerede vom Marktzugang

Verbände und Manager wollen einen Rahmenvertrag mit der EU, um den Zugang zum Binnenmarkt zu sichern. Den haben sie sowieso, eine Anbindung ist unnötig.

Von Beat Gygi

In der Schweizer Wirtschaft wird der Ruf nach einem Rahmenabkommen mit der EU schriller. Am Dienstag hat auch der Schweizerische Arbeitgeberverband mit der Wendung «vom leisen <Ja, aber> zum kräftigen Ja» die Lautstärke aufgedreht. Die Arbeitgeber wollen sich für einen «innenpolitisch tragfähigen Abschluss des Abkommens» einsetzen und die Stolpersteine aus dem Weg räumen, vor allem bei den flankierenden Massnahmen. Zu den politischen Folgen des Rahmenvertrags sagen die Arbeitgeber nichts.

Andere Verbände schon. Am Freitag zuvor hatte Scienceindustries, der Verband der volumen- und gewinnstarken Chemie-, Pharma- und Life-Sciences-Industrie, Stellung bezogen: Die Organisation mit Präsident Matthias Leuenberger (Novartis) kam zum Schluss, dass das institutionelle Rahmenabkommen (InstA) die Souveränität der Schweiz in den wesentlichen Aspekten respektiere. Ein Scheitern des InstA würde die Schweizer Wirtschaft, vor allem die Exporteure, härter treffen als «allfällige nachteilige Auswirkungen zukünftiger Uneinigigkeiten». Sonst drohten «schleichende Nachteile beim Marktzutritt».

Besonders laut war der Alarm von Swiss Medtech, dem Verband der Medizintechnik-Industrie, Anfang Februar.

Die EU hat 2017 neue Produkteregulierungen in Kraft gesetzt, die ab 2020 für alle Marktteilnehmer obligatorisch sind. Das Schweizer Parlament ist gerade daran, selbige Vorgaben in hiesiges Recht zu überführen, um dieses rasch EU-konform zu machen. Unter diesem Zeitdruck warnt der Verband eindringlich: Sollte das InstA scheitern, werde es für Schweizer Firmen schwierig. Ohne Weiterentwicklung der Abkommen Schweiz–EU fiele der bisherige direkte Zugang der hiesigen Medizintechnik zum Binnenmarkt weg.

Rechtsbeschlüsse der EU

Wie hängen Marktzugang und Rahmenvertrag überhaupt zusammen? Im Prinzip so: Der Zugang zum EU-Markt wird in den fünf 1999 abgeschlossenen bilateralen Verträgen der ersten Serie (zu Personenfreizügigkeit, Luftverkehr, Landverkehr, Agrarprodukten, Handelshemmnissen) in mancher Hinsicht geregelt. Wirtschaftsvertreter sehen vor allem im Ver-



Warnungen: Verbandspräsident Hess.

trag über den Abbau technischer Handelshemmnisse (Mutual Recognition Agreement, MRA) einen wichtigen Schlüssel. In diesem Abkommen wird die «gegenseitige Anerkennung von Konformitätsbewertungen» geregelt, oder anders gesagt: Die EU und die Schweiz machen darin ab, unter welchen Bedingungen Produkte in den beiden Märkten in gegenseitiger Anerkennung in Verkehr gebracht werden dürfen.

Nun kommt der Knackpunkt: Die EU will diese gegenseitigen Anerkennungen bei neuen Regulierungen nur weiterführen, wenn das institutionelle Abkommen installiert wird. Dieses soll wie eine Klammer die fünf Verträge umfassen und diese laufend mit den neuesten Rechtsbeschlüssen der EU versorgen. Brüssel sagt quasi: Entweder werden die Bilateralen an die Gesetzesbelieferungsmaschine InstA angeschlossen – oder wir lassen die Verträge austrocknen. In diesem Sinn warnt Hans Hess, Präsident des Maschinen- und Elektroindus-

trieverbandes Swissmem, immer wieder davor, dass der Zugang zum wichtigsten Absatzmarkt seiner Branche sich ohne Rahmenabkommen «zwangsläufig verschlechtern» würde.

Nach all den Warnungen und Appellen aus der Wirtschaft könnte man meinen, die Schweizer Exporteure würden ohne Bilaterale an der EU-Grenze bald einmal auf eine Art Berliner Mauer mit scharfen Wachposten stossen. Die Wirtschaftsverbände suchen dem Publikum darzulegen, was die hiesigen Unternehmen verlören, wenn der bilaterale Vertrag zur Reduktion der Handelshemmnisse wegfiel. Der Dachverband Economiesuisse schätzt, dass die Differenz pro Jahr fast zwei Milliarden Franken ausmachen würde. Die Pharmabranche sieht das Abkommen mit einem Nutzen von 150 bis 300 Millionen Franken jährlich verbunden.

Wie kamen die Zahlen zustande?

Ist das viel? Für sich allein betrachtet, mögen die Zahlen eindrücklich wirken, aber die Schweizer Wirtschaft hat 2018 Waren für 233 Milliarden Franken exportiert, Pharma und Chemie allein für 104 Milliarden Franken. Der behauptete Nutzen des Marktzugangsvertrags liegt also vielleicht in der Nähe von 1 Prozent des Gesamtvolumens, bezo-

gen auf die EU etwas höher. Diese dünne Marge dient Wirtschaftsvertretern als Argument für ein Rahmenabkommen, das wegen der dynamischen Rechtsübernahme gravierende Folgen für das ganze politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche System der Schweiz haben kann. Die behauptete Marge ist aber nicht nur dünn, sondern ungewiss. Wie kamen die Zahlen der Verbände zustande? Sie stammen weitgehend aus den «von oben» durchgeführten volkswirtschaftlichen Studien des Staatssekretariats für Wirtschaft aus dem Jahr 2015. Berechnungen «von unten» auf der Basis tatsächlicher Marktzutrittskosten von Firmen waren bis vergangenen Montag bei den Verbänden keine verfügbar. Bei Scienceindustries, bei Swiss Medtech oder bei Swissmem hiess es, man sei erst am Erarbeiten solcher Zahlen. Swissmem lieferte am Dienstag den Preis für eine Produkte Zertifizierung nach.

Die bisherigen Warnungen und Appelle der Verbände beruhen also nicht auf tatsächlichen

Nutzen und Kosten. Wie sieht es in der Realität aus? Eine Medizinaltechnikfirma, die in der Schweiz produziert, darf ihr Produkt im EU-Binnenmarkt verkaufen, wenn sie die geltenden Vorgaben erfüllt – gleich wie jede andere irgendwo in der Welt ansässige Firma. Die einschlägigen Vorgaben sind in den EU-Richtlinien geregelt, sodann in Normen nach ISO und IEC. Die Schweiz übernimmt die EU-Richtlinien und gießt sie etwa via Medizinalprodukteverordnung in Schweizer Recht um. Um ein Produkt in Verkehr zu bringen, braucht die Firma zudem eine Konformitätsprüfung durch eine Stelle, die anerkannt ist. Wer seine Produkte im Binnenmarkt vertreiben will, lässt diese bei einer von der EU anerkannten Stelle prüfen. Dank dem Freihandelsabkommen von 1972 sind Lieferungen Schweiz–EU zollfrei.

Inhaltlich dünn

Aber wozu dient nun der vielgerühmte und hochgelobte bilaterale Vertrag über den Abbau von Handelshemmnissen? Im Prinzip dazu, dass die EU und die Schweiz ihre Konformitätsprüfungen möglichst aufeinander abstimmen. Im günstigen Fall kann also eine hiesige Firma ein in der Schweiz geprüftes

Die bisherigen Appelle der Verbände beruhen nicht auf tatsächlichen Nutzen und Kosten.

Gerät auch in der EU vertreiben – und umgekehrt. Das Abkommen über Handelshemmnisse ist gut hundert Seiten dick, inhaltlich aber ziemlich dünn. Es hat zwanzig Kapitel, eines für Maschinen, eines für Spielzeug, eines für Medizinprodukte, eines für Seilbahnen und so weiter. In jedem Kapitel steht grossenteils das Gleiche: Zuerst werden die Produktvorschriften und andere normative Vorgaben der EU aufgezählt, sodann die zugehörigen Schweizer Gesetze und Verordnungen als Umsetzungen des EU-Rechts. Dann werden die Konformitätsbewertungsstellen genannt. Es folgen ein Abschnitt über die benennenden Behörden und dann je nach Produktkategorie zusätzliche Bestimmungen.

Würde dieser Vertrag wegfallen, würde sich nicht allzu viel ändern. Konformitätsprüfungen durch Schweizer Stellen gälten dann eventuell nicht mehr für den Vertrieb im Binnenmarkt, so dass eine Schweizer Firma ihre Zulassung durch eine dazu befugte Stelle in der EU lösen und mit einer Niederlassung oder einem Bevollmächtigten da präsent sein müsste. Viel mehr kann nicht passieren, es gibt keine Berliner Mauer. In der Schweiz gibt es Firmen, die heute schon bei einer EU-Stelle ihre Zulassung machen lassen, weil es da günstiger ist als im Inland. ○

Europa

Beitrittskandidat Schweiz

Das institutionelle Rahmenabkommen mit der EU ist so konstruiert, dass es fast nicht mehr gekündigt werden kann.

Wenn Aussenminister Ignazio Cassis und sein Staatssekretär Roberto Balzaretti für den Rahmenvertrag mit der EU trommeln, versuchen sie vor allem mit einem Argument die Bedeutung des Abkommens zu relativieren: Das InstA, wie der umstrittene Entwurf nun genannt wird, betreffe nur fünf bestehende bilaterale Abkommen. Tatsache ist jedoch, dass bereits künftige Abkommen sowie die Modernisierung des Freihandelsabkommens (FHA) von 1972 im Vorhaben angelegt sind.

Problematisch ist eine gemeinsame Erklärung am Schluss des Rahmenvertrages, die besagt: Sobald das Rahmenabkommen unter Dach und Fach sei, solle das bisherige FHA modernisiert werden. «Das liegt auch im Interesse der Schweiz», sagt ein Sprecher des Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA). Doch der Experte für europäisches Wirtschaftsrecht, Philipp Zurkinder, warnt in einem von der nationalrätlichen Wirtschaftskommission in Auftrag gegebenen Gutachten zum InstA davor, dass das neue FHA unter den Anwendungsbereich des Rahmenabkommens fallen und dass im Streitfall nach EU-Recht entschieden werden könnte.

Im Einklang mit den Beihilfebestimmungen

Je nach Umfang der Beteiligung der Schweiz am Binnenmarkt im Rahmen des modernisierten FHA könnte dieses Vertragswerk laut Zurkinder durchaus dem InstA unterstellt und dann grundsätzlich auch Opfer einer Kündigung nach Artikel 22 des Rahmenabkommens werden. Konkret: Würde die Schweiz einen bilateralen Vertrag mit der EU kündigen, würde auch der neue Freihandelsvertrag ausser Kraft gesetzt.

Damit würde die Schweiz faktisch das vertragliche Auffangnetz verlieren. «Wir haben eruiert, dass das Freihandelsabkommen und die WTO-Abkommen den diskriminierungsfreien Handel von weit über 90 Prozent garantieren», sagt SVP-Wirtschaftspolitiker Thomas Matter. «Die Bilateralen werden aus Schweizer Sicht massiv überschätzt.» Laut Matter hätte die Schweiz nie Hand bieten dürfen zu der am Schluss des Rahmenabkommens formulierten gemeinsamen Erklärung über Neuverhandlungen. Allmählich habe er das Gefühl, die EDA-Diplomaten wollten das Schweizer Volk daran hindern, Verträge innerhalb des Rahmenabkommens zu kündigen, weil sonst das FHA automatisch mit aufgekündigt würde. Hat die Schweiz das Thema FHA etwa selber aufs Tapet



Überschätzte Bilaterale: SVP-Nationalrat Matter.

gebracht – als Präventivmassnahme gegen eine allfällige Kündigung des Abkommens über die Personenfreizügigkeit? Nein, heisst es beim EDA. Die EU habe das FHA sogar dem Rahmenabkommen unterstellen wollen, und die Schweiz habe dies den EU-Unterhändlern dann erfolgreich ausreden können. Die gemeinsame Erklärung sei rechtlich nicht verbindlich. Ein modernisiertes Freihandelsabkommen falle nur dann unter das InstA, wenn dieses durch die Modernisierung zu einem Marktzutrittsabkommen mit Rechtsharmonisierung gewandelt werden sollte, so das EDA.

Allerdings betonen Diplomaten und ihnen wohlgesinnte Parlamentarier gerne auch, dass das InstA keine Auswirkungen auf das bestehende FHA habe. Laut Zurkinder sind jedoch bereits die Beihilfebestimmungen des Freihandelsabkommens im Einklang mit den Beihilfebestimmungen des InstA auszulegen. Und die Auslegung nach EU-Recht und -Rechtsprechung könne zur Folge haben, dass die EU dann sämtliche staatlichen finanziellen Vorteile zugunsten von handelsmässig tätigen Schweizer Unternehmen als Beihilfe monieren könnte.

Zurkinder weist darauf hin, dass in Freihandelsabkommen zwischen der EU und Drittstaaten zwar ebenfalls Beihilferegeln vorkämen, allerdings sei damit nicht zwingend eine Auslegung nach EU-Recht verbunden. Dies sei nur bei Beitrittskandidaten der Fall. Mit anderen Worten: Die EU behandelt die Schweiz heute so, als wolle sie schon bald der Union beitreten.

Hubert Mooser



Königinnenmacherin: Brigitta Hauser-Süess (l.) mit Bundesrätin Viola Amherd.

Lichtfigur im Halbschatten

Als Politikerin war Brigitta Hauser-Süess wenig erfolgreich. Aber als Steigbügelhalterin von Bundesrätinnen eilt sie von Erfolg zu Erfolg. Wie schafft es die frühere CVP-Frauen-Präsidentin immer wieder in den engsten Machtzirkel? *Von Hubert Mooser*

Der Anlass der Frauenorganisation Alliance F vom letzten Montag im Künstlerhaus Progr in Bern war ganz nach dem Geschmack von Brigitta Hauser-Süess: eine Aula voller Frauen, die im kommenden Herbst für das eidgenössische Parlament kandidieren und die von ihr wertvolle Tipps für die bevorstehenden Wahlen erwarten. Alliance F hatte die Brigerin immerhin als «Königinnenmacherin» angekündigt. In dieser Rolle gefällt sich die 64-Jährige am besten, wie sie einmal Medien anvertraute. Spätestens seit sie ihrer Freundin Viola Amherd in den Bundesrat verholfen hat, wird Hauser-Süess in Frauenkreisen fast als Säulenheilige verehrt.

Sie hat es weit gebracht, die mit einem Oberwalliser verheiratete Luzernerin, nämlich von der Teilzeit-Fachlehrerin für Schreibmaschinenunterricht am Töchterinstitut St. Ursula in Brig zur Informationschefin, persönlichen Mitarbeiterin und sogar Vertrauten von Bun-

desrätinnen in Bern. Zurzeit steht sie, obwohl im letzten Jahr von Bundesbern in die Pension verabschiedet, als Beraterin im Dienst ihrer Freundin Viola Amherd und sitzt gleichzeitig im Verwaltungsrat der BVZ Holding, zu der auch die Matterhorn-Gotthard-Bahn gehört. Was aber laut einem BVZ-Sprecher mit ihrem derzeitigen Amt durchaus vereinbar sei.

Meisterin der Anpassung

Wenn man sich Hauser-Süess über frühere Chefs, Arbeitskollegen, Bekannte und Mitstreiterinnen nähert – die sich alle nur anonym äussern –, bekommt man das Bild einer intelligenten, strategisch versierten Frau, die in Parlament und Verwaltung gut vernetzt ist, die lieber im Halbschatten die Fäden zieht, aber auch fast bis zur Selbstverleugnung die Meinungen ihrer jeweiligen Arbeitgeber übernimmt. Sie sei gewissermassen das feminine Pendant des Leonard Zelig, also der Filmfigur aus Woody Allens

gleichnamigem Spielfilm, die sich aus Unsicherheit mental und körperlich perfekt an die jeweilige Umgebung anpasst.

Dieser innere Anpassungsdruck zieht sich wie ein Leitmotiv durch ihr privates und berufliches Leben. Nachdem sie nach ihrer Hochzeit mit der Langlauflegende Edi Hauser nach Brig gezogen war, lernte sie innerhalb weniger Monate den für die übrige Schweiz schwerverständlichen Oberwalliser Dialekt. Als sie Jahrzehnte später Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf als Informationschefin und Vertraute diente, schrieben die Medien, wie zwillingshaft ähnlich sie und die Bundesrätin seien. Auch jetzt heisst es wieder, Hauser-Süess und Amherd seien fast wie politische Zwillingsschwestern. Über sich selber sagt sie nur, sie sehe sich als Dienstleisterin.

Aber das war nicht immer so. In den neunziger Jahren wollte sie noch selber in der CVP Politikkarriere machen und nicht bloss anderen

dabei behilflich sein. Aber in dem von Familienclans regierten Oberwallis hatte die zugezogene Luzernerin ohne starke Familienbande im Rücken einen schweren Stand. Die Karriere von Brigitte Hauser-Süess – väterlicherseits aus einem linken Luzerner SP- und Gewerkschaftsmilieu stammend – kam nicht richtig in Fahrt. Früh suchte die Ehrgeizige ihr Heil auch ausserhalb der Kantons Grenzen und engagierte sich ab 1986 im Vorstand der CVP-Frauen Schweiz. 1991 übernahm sie von Ruth Grossenbacher das Präsidium. Drei Jahre später wurde sie dann endlich als Grossrätin ins Walliser Parlament gewählt.

Fortan lief ihre Karriere zweigleisig: Im Wallis gab sie die angepasste CVP-Frau, die ihre teils linken Positionen, die sie als CVP-Frauenpräsidentin in gesellschaftspolitischen Dossiers vertreten musste, in anderen Bereichen rechts überkompensierte, wie SP-Politiker sich erinnern. Als Chefin der CVP-Frauen kämpfte sie mit der Linken für trendige Frauenanliegen. Wenn es so etwas wie eine historische Leistung gibt, die man mit ihr in Verbindung bringen kann, dann die Zustimmung der CVP-Delegiertenversammlung 1997 zu einer Fristenlösung beim Schwangerschaftsabbruch – damals eine kleine Sensation, die Hauser-Süess' Ruf als CVP-Strippenzieherin besiegelt hat und das Ende ihrer Karriere als CVP-Politikerin einläutete.

Die Kantonsparlamentarier der CVP Oberwallis (CVPO) wählten sie zwar 1997 zu ihrer Fraktionschefin. Aber für den katholisch-konservativen Parteiflügel war sie wegen der Fristenlösung zum Feindbild geworden. Es gab gehässige Plakatattacken gegen sie und andere Walliser Befürworterinnen des Schwangerschaftsabbruchs. Das Ja der CVP zur Fristenlösung bedeutete aber auch eine Zäsur für die serbelnde Partei. Der Entscheid ebnete der SVP den Weg zur Gründung einer Kantonssektion durch Oskar Freysinger. Seither verlor die einstige Mehrheitspartei bei jeder Wahl Anteile an die SVP.

1999 war Hauser-Süess Präsidentin der CVP Oberwallis und CVPO-Fraktionsschefin. Trotz dieser Machtballung schaffte sie es nicht ins eidgenössische Parlament. Selten hat die Partei aus den eigenen Reihen dermassen gedemütigt. Dabei

hatte Hauser-Süess im gleichen Jahr auf nationaler Ebene als CVP-Frauen-Präsidentin ein weiteres Mal viel Aufmerksamkeit erhalten. Im Frühling 1999 traten die beiden CVP-Bundesräte Arnold Koller und Flavio Cotti kurz vor den Wahlen gemeinsam zurück. Hauser-Süess war von der Parteispitze beauftragt

worden, nach geeigneten Frauenkandidaturen Ausschau zu halten. Selbstbewusst brachte sie sich damals selber ins Gespräch, als eine Frau nach der anderen absagte. Doch sie zog sich sogleich wieder zurück, als sie die zwei Ostschweizer Regierungsrätinnen Rita Roos und Ruth Metzler zu einer Kandidatur für einen der beiden CVP-Sitze überreden konnte. Gewählt wurde schliesslich die 36-jährige Metzler.

Grosses Köpferollen

In Bern ergab sich nun die erwünschte Gelegenheit, beruflich aufzurücken und dem Oberwallis politisch den Rücken zu kehren. Im damaligen Bundesamt für Flüchtlinge (BfF) war eine Stelle als Mitarbeiterin des damaligen Informationschefs Roger Schneeberger frei. Hauser-Süess bewarb sich und erhielt den Job. Als Schneeberger ging, rückte die Brigerin zur Informationschefin auf. Hatte Ruth Metzler, die das Justiz- und Polizeidepartement (EJPD) mit dem BfF als Problemamt leitete, die Hand im Spiel? Alle damals Beteiligten sagen, es habe sich um ein normales, korrektes Auswahlverfahren gehandelt. Hauser-Süess spielte später im Dunstkreis der CVP-Bundesrätin auch nicht jene Rolle, die sie sich als Königinnenmacherin wohl erträumt hatte. Metzler hielt sie im BfF auf Distanz.

Vier Jahre später kam es zur Abwahl der CVP-Bundesrätin. SVP-Vordenker Christoph Blocher übernahm das Kommando im EJPD. Nun kamen die Fähigkeiten von Hauser-Süess als einer biegsamen, anpassungsfähigen Verwaltungsfrau so richtig zum Tragen. Laut früheren Mitarbeitern pflegte sie sich bei Besprechungen wie nie zuvor mit Spässchen anzubiedern. Aber bei Blocher funktionierte das nicht.

Ihre Chance für den nächsten Karrieresprung kam, als Blocher vier Jahre nach der Wahl mehr oder weniger aus dem Amt geputscht und

durch die abtrünnige SVP-Politikerin Eveline Widmer-Schlumpf ersetzt wurde. Die Bündnerin hatte als Aussenseiterin in Bern keine Hausmacht und keine Verbindungen ins Parlament. Hauser-Süess war in Parlament und Verwaltung vernetzt, hatte Einfluss bei der CVP und kannte die Mechanik der Bundes-

politik. Schon bald war sie Widmer-Schlumpfs Verbündete und Intima.

Und nun begann ein Kapitel in der Biografie von Hauser-Süess, das ihr Ansehen in der Bundesverwaltung bis heute beschädigt hat. Sie, die unter Blocher im BfF unbehelligt geblieben war, liess sich nun von Widmer-Schlumpf vor den Karren spannen, um das EJPD von allen potenziellen Blocher-Mitarbeitern zu säubern. Es begann das grosse Köpferollen. Schnell löste Hauser-Süess Livio Zanolari als Informationschef des EJPD ab. Dann wurden die Vizedirektoren des Bundesamtes für Migration (BfM), Jürg Scheidegger und Urs Betschart, hinausgedrängt, der Chef des BfM, Eduard Gnesa, zum Sonderbotschafter ernannt und wegbeordert. Die Rolle von Hauser-Süess bei diesen Manövern ist bis heute ungeklärt. Frühere Mitarbeiter des Amtes sagen, sie habe zum Beispiel gegen Betschart Stimmung gemacht – offen

mag das aber niemand bestätigen.

Bei Bundesrätin Doris Leuthard, die Hauser-Süess nach dem Rücktritt von Widmer-Schlumpf als Verstärkung für ihr zweites Präsidialjahr 2018 verpflichtete, genoss sie keinen exklusiven Zugang mehr zur Chefin wie bei Widmer-Schlumpf. Offiziell als Beraterin beschäftigt, verbrachte sie die Zeit unter anderem mit dem Organisieren von Anlässen. Eingeweihte sagen, es habe niemand richtig gewusst, wozu sie eigentlich engagiert worden sei. Aber sie sass in der optimalen Position, um die Wahl ihrer Freundin Viola Amherd vorzubereiten.

Alles passte zusammen

Wie weit Leuthard diese Wahl gefördert hat, lässt sich nicht genau sagen. Wäre die Aargauerin bis Ende der Legislatur im Amt geblieben, wäre Amherd aus dem Spiel gewesen. Sie hätte nämlich wegen der bei der CVPO geltenden Amtszeitbeschränkung als Nationalrätin nicht mehr kandidieren dürfen. Aber am Ende passte alles zusammen: Leuthard nahm vorzeitig den Hut, Amherd war sofort als Nachfolgerin im Gespräch, Hauser-Süess in die Pension verabschiedet und somit frei, um den Wahlkampf zu orchestrieren.

Nach der Wahl Amherds wurde Hauser-Süess gefragt, ob sie nicht gerne Bundesrätin geworden wäre. «Nein, in meiner Rolle als Dienstleisterin fühle ich mich sehr wohl», gab sie zur Antwort. Was sie nicht sagte: In dieser Funktion hat sie bei Amherd so viel Einfluss, als würde sie das Departement als Bundesrätin selber führen.



Alt Bundesrätin Leuthard.

Hauser-Süess sass in der optimalen Position, um die Wahl ihrer Freundin vorzubereiten.



Alt Bundesrätin Widmer-Schlumpf.

Ihre nächste Chance kam, als Blocher mehr oder weniger aus dem Amt geputscht wurde.

Parität mit der Brechstange

In diesem Jahr müsse der Frauenanteil im Parlament unbedingt steigen, so der Tenor. In Deutschland will man die Geschlechterparität bald mit Zwang durchsetzen. Ist die «halbe-halbe»-Vertretung Grundbedingung für die Demokratie? Von Katharina Fontana

«Es ist Zeit, dass Frauen zu gleichen Teilen politisch mitentscheiden.» Das ist das Credo von Kathrin Bertschy, Co-Präsidentin des breitaufgestellten Frauendachverbands Alliance F. Zusammen mit der Operation Libero haben Bertschy und ihre Mitstreiterinnen die Kampagne «Helvetia ruft» gegründet. Helvetia, so meinen die Initiantinnen, sei in tiefer Sorge, da auch bald fünfzig Jahre nach Einführung des Frauenstimm- und -wahlrechts immer noch weniger Frauen als Männer in der Politik anzufinden sind. Frauen müssten die Gesetze gleichermassen mitprägen, so die «Helvetia ruft»-Verantwortlichen. Ihr Ziel ist es, Frauen als Kandidatinnen für die eidgenössischen Wahlen im Herbst zu gewinnen und bei den Parteien darauf hinzuwirken, ihnen chancenreiche Listenplätze anzubieten.

Viel Ansporn, das «Superwahljahr» 2019 zu einem eigentlichen Frauenwahljahr werden zu lassen und den Frauenanteil im Parlament kräftig zu steigern, kommt auch von höchster politischer Stelle, von Nationalratspräsidentin Marina Carobbio. «Durch die Förderung der Frauenrechte und der Gleichstellung der Geschlechter wird eine gerechtere und verantwortungsvollere Gesellschaft geschaffen, die respektvoller mit Vielfalt umgeht. Die Vertretung und das Engagement von Frauen in der Politik sind für die Verwirklichung dieses Ziels von zentraler Bedeutung», findet die Tessiner Sozialdemokratin. Und lässt im Bundeshaus unter dem Titel «Politfrauen» derzeit regelmässig Anlässe und Festivitäten zum Thema durchführen. Es gibt Rückblicke auf den langen Kampf ums Frauenstimmrecht, anrührende Ehrungen für die politischen Pionierinnen von 1971 bis hin zu kuriosen Mutmacher-Veranstaltungen mit dem Titel «Berufe: Frauen können alles», die man eher im letzten Jahrhundert verorten würde. All das soll die Begeisterung der Frauen für die Politik steigern und dafür sorgen, dass in der nächsten Legislatur mehr als bloss ein Drittel Frauen im Nationalrat beziehungsweise mehr als ein Siebtel im Ständerat sitzen.

«Liberal» – und nun wohin?

Wie erfolgreich diese Bemühungen sein werden, muss sich erst noch weisen. In einer «10 vor 10»-Sendung zum Frauenwahljahr wurde kürzlich eine junge Thurgauer Primarlehrerin



Aber wollen sie auch? Kampagne «Helvetia ruft».

porträtiert, die durch die Kampagne «Helvetia ruft» in Aufbruchstimmung versetzt wurde und jetzt auf direktem Weg in die nationale Politik einsteigen will. Sie fühle sich liberal, berichtete die Frau – musste aber zuerst bei der Kampagnenleitung nachfragen, ob man

Freiheitlich eingestellten Bürgerinnen und Bürgern wird diese Tendenz kaum gefallen.

ihr einen Kontakt zu einer Partei vermitteln könne. Nun möchte die Primarlehrerin für die FDP als Nationalrätin kandidieren; man weiss nicht, ob man hier von Mut oder Naivität reden soll. Manch ein Kantonalpräsident dürfte sich fragen, ob solche Neulinge, die von der politischen Arbeit keinerlei Ahnung haben, tatsächlich ein Gewinn für seine Partei sind und ob es klug ist, sie allein wegen des Geschlechts gebarteren Bewerbern vorzuziehen.

Dass Parteien vermehrt Frauen motivieren, in die Politik einzusteigen, dass das Parlament weiblicher werden soll, daran ist nichts auszusetzen. Doch die politische Diskussion über die Geschlechtervertretung geht zunehmend in eine Richtung, die freiheitlich eingestellten Bürgerinnen und Bürgern kaum gefallen wird. Die zahlenmässig gleiche Vertretung

von Männern und Frauen in den Parlamenten wird nämlich immer häufiger zu einer Grundbedingung für eine richtige Demokratie erklärt. «Die Schweizer Demokratie ist es sich schuldig, für eine ausgewogene Vertretung der gesamten Bevölkerung, also der Männer und der Frauen, zu sorgen», sagt etwa Nationalratspräsidentin Carobbio. Wirklich? Ist es die Pflicht der Schweiz, «halbe-halbe» in der Politik durchzusetzen?

Bundestag: Frauenanteil gesunken

Das Thema beschäftigt nicht allein hierzulande. Derzeit macht Deutschland vor, wie man mit viel Ideologie der Frauenvertretung auf die Sprünge helfen kann. So hat das links dominierte Brandenburg jüngst als erstes Bundesland ein Paritätsgesetz verabschiedet, das die Parteien verpflichtet, demnächst gleich viele Frauen wie Männer aufzustellen; die Bürger sind bei der Wahl auf diese quotierten Listen be-

beschränkt. Die aufsehenerregende Premiere in Brandenburg scheint einen Damm gebrochen zu haben: In anderen Bundesländern findet die aufkotroyierte Parität plötzlich zahlreiche Unterstützer. Und auch im Deutschen Bundestag, wo der Frauenanteil in den letzten Jahren gesunken ist und nun bei rund dreissig Prozent liegt, nimmt die Paritätsdebatte kräftig Fahrt auf. So wird beispielsweise eine Änderung des Wahlrechts nach französischem Vorbild, wo sich Männer und Frauen auf den Kandidatenlisten im «Reissverschlussverfahren» abwechseln, als Lösung für eine «gerechte» Geschlechtervertretung angepriesen.

Namhafte deutsche Verfassungsrechtler wehren sich zwar gegen diesen obrigkeitlichen Eingriff ins Wahlrecht und halten es für verfassungswidrig, gewisse Bevölkerungsgruppen (wie Frauen) zu privilegieren und andere (wie Männer) zu benachteiligen. Damit werde die Freiheit und Gleichheit der Wahl ausgehebelt, geben sie zu bedenken. Doch der Zeitgeist weht in die andere Richtung. Es gibt mittlerweile eine starke Bewegung aus Politikerinnen und Juristinnen, welche die ungleiche Repräsentation der Frauen als «demokratisches Problem», als staatspolitisches Defizit darstellen, das mit staatlichen Mitteln aktiv zu beheben sei.

So fundamentalistisch geht es in der Schweiz zwar noch nicht zu und her, doch auch hier zeigen sich Tendenzen, die Wahlen in die «richtigen» Bahnen zu lenken. So ruft der Bundesrat seit einiger Zeit die Kantone vor den Wahlen dazu auf, die Bürgerinnen und Bürger auf das Missverhältnis zwischen den Geschlechtern aufmerksam zu machen und, zumindest indirekt, Frauen zur Wahl zu empfehlen. Braucht es wirklich solche moralischen Appelle? Und was wird wohl passieren, wenn der Frauenanteil bei den eidgenössischen Wahlen im kommenden Oktober trotz allen Bemühungen und Helvetias Rufen nicht steigen sollte? Wird dann aus dem Recht, Frauen zu wählen, bald eine Pflicht? Auf diese schiefe Bahn sollte man sich nicht begeben. Auch wenn man sich mehr Frauen im Parlament wünschen mag: Demokratie beruht nun einmal auf Freiheit und damit auf dem Risiko, dass die Bürger nicht so handeln, wie man das gerne hätte. Wenn der Staat für Verhältnisse sorgt, die die Wähler selber herbeiführen können, aber nicht tun, wenn das, was die Behörden als richtig ansehen, dem Bürgerwillen vorgeht – was hat das noch mit einer freien Demokratie zu tun? Zudem könnten dann auch andere im Parlament unterrepräsentierte Bevölkerungsgruppen, wie Parteilose, Religionslose oder Junge, mit demselben Recht Ansprüche erheben und für sich Quoten fordern. Damit wäre das Parlament nicht mehr die Vertretung des Volkes, sondern ein Hort sozialer Reservate.

Alle Wege offen

Anhänger der Geschlechterparität argumentieren jeweils, dass die politische Teilhabe der Frauen durch männerdominierte Strukturen behindert und der Wettbewerb damit unfair werde. Glaubwürdig ist das nicht – auch nicht in der Schweiz, die wegen des sehr spät eingeführten Frauenstimmrechts gerne als besonders rückständig angesehen wird.

Man sollte sich wieder einmal vergegenwärtigen, wo wir heute stehen. Bei der Ausbildung, bei Maturaquoten und Masterabschlüssen laufen die Frauen den Männern in der Schweiz mittlerweile den Rang ab. Beruflich stehen den Schweizerinnen alle Wege offen – kürzlich wurde die erste Militärpilotin den Medien vorgestellt. Dasselbe gilt für die Politik: Jede Frau kann sich in einer Partei engagieren und für einen Listenplatz kämpfen. Zudem sollte man das Wichtigste nicht vergessen: Frauen machen die Hälfte der Bevölkerung und damit der Wahlberechtigten aus. Sie haben es in der Hand, jene Parteien abzustrafen, die zu stark auf Männer fokussieren.

Kurz gesagt: Frauen können alles – wer will heute noch daran zweifeln. Die Frage ist vielmehr, ob sie auch alles wollen. Und ob sie im Herbst, wenn es drauf ankommt, Frauen wählen. ○

Sozialismus

Kuchen statt Wahlrecht

Der Internationale Frauentag ist eine Erfindung der Kommunistin Clara Zetkin. Ihre Kernforderung – das freie und geheime Frauenwahlrecht – erfüllte indes der kapitalistische Westen. Von Claudia Wirz

Erich Honecker meinte es noch am 8. März 1989 todernst mit dem Frauentag. In seinem Grusswort zum «Kampf- und Feiertag der Frauen auf der ganzen Welt» schickte er im Namen des Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei seine innigsten Glückwünsche an die Frauen und Mädchen im Land. Den Gruss hatten sie sich in den Augen des bis auf eine Ausnahme frauenlosen Gremiums redlich verdient. Ganz besonders würdigte Honecker die Mütter, die mit «viel Liebe und Fürsorge ihre Kinder zu gebildeten und bewussten Bürgern unseres sozialistischen Vaterlandes erziehen».

Frau Schulz weiss, wo sie hingehört

Allein dieser Satz sagt alles über den Stellenwert der Frauen in der DDR jenseits der organisierten Fröhlichkeit zum 8. März. Der Internationale Frauentag war in der DDR nichts anderes als ein sozialistischer Muttertag. Und er ist es noch heute unter anderem in der Volksrepublik China, in Vietnam oder in Kuba. Mit Gleichstellung oder gar mit Demokratie hat der Frauentag dort nichts zu tun, auch wenn man ihn hundert Mal feiert.

Strassenbahnlenkerin Schulz hat daher am 8. März 1975 auch nicht frei, wie ein DDR-Propagandafilm zeigt. Und sie geht schon gar nicht auf die Strasse, um für Wahlrecht und Gleichstellung zu demonstrieren. Das würde ihr im Arbeiter-und-Bauern-Staat nicht gut

Der Internationale Frauentag war in der DDR nichts anderes als ein Muttertag.

bekommen. Frau Schulz sitzt im Tram und isst Kuchen mit der fröhlichen Kinderschar, die vorher ihre Strassenbahn bunt angemalt hat und nun ein heiteres Liedchen für sie anstimmt. Frau Schulz weiss genau, wo sie hingehört am Frauentag.

Ob dies im Sinne der Erfinderin ist? Kaum. Der Frauentag geht zurück auf einen Vorschlag der deutschen Kommunistin Clara Zetkin anlässlich der «Zweiten Internationalen Sozialistischen Frauenkonferenz» von 1910 in Kopenhagen. «Im Einvernehmen mit den klassenbewussten Organisationen des Proletariats» beschlossen die «sozialistischen Frauen aller Länder», jedes Jahr einen Frauentag zu veranstalten, der in erster Linie die Einführung des freien und geheimen Frauenwahlrechts zum Ziel hatte. Der Frauentag wurde



Demokratie? Kommunistin Zetkin (M.).

1917 zuerst in Russland (ab 1922 in der Sowjetunion) als Feiertag etabliert. Bis in die 1970er Jahre wurde er fast ausschliesslich in den sozialistischen Bruderländern gefeiert.

Den Traum der sozialistischen Frauen von 1910 erfüllte jedoch nicht der Kommunismus, sondern der kapitalistische Westen. In der DDR gab es Kuchen statt freier und geheimer Wahlen, und die Chinesinnen müssen sich mit Sonderrabatten im Shoppingcenter begnügen. Darüber sollten die neuen Feministinnen nachdenken, ehe sie dem sozialistischen Feiertag die Ehre erweisen.

Der reinste Hohn

Es entbehrt nicht der Ironie, dass der 8. März die Wende überlebt hat und nun erneut allerlei linker Kapitalismuskritik eine Plattform bietet. Dreissig Jahre nach dem Mauerfall kehrt der Frauentag sogar offiziell nach Berlin zurück. Dort ist der 8. März neuerdings wieder ein Feiertag. Die Widersprüchlichkeit des Internationalen Frauentages bringt sogar feministische Urgesteine in Aufruhr. Die Übernahme des sozialistischen Muttertags als Frauentag für Feministinnen sei der reinste Hohn, rief Alice Schwarzer schon 2010 ihren Leserinnen zu. Und ihre Botschaft könnte klarer nicht sein: «Schafft ihn endlich ab, diesen gönnerhaften 8. März!»



«Ich fahre jeden Morgen mit Freude ins Büro»: ZKB-Direktor Scholl.

«Wir haben einiges gewagt»

Martin Scholl, langjähriger Chef der Zürcher Kantonalbank, ist für den Rahmenvertrag mit der EU. Er erklärt, wie die Bank internationale Regulierung und Staatsgarantie unter einen Hut bringt und warum das Jubiläum zum 150-jährigen Bestehen der ZKB auffallen soll. *Von Beat Gygi, Roger Köppel und Paolo Dutto (Bild)*

Die Zürcher Kantonalbank (ZKB) ist die viertgrösste Bank der Schweiz und verfügt im Unterschied zu den drei grossen Konkurrenten UBS, Credit Suisse und Raiffeisen über eine offizielle Staatsgarantie. Die Besonderheiten der schweizerischen Kantonalbanken könnten bei Annahme des Rahmenvertrages in Konflikt geraten mit EU-Regeln. Martin Scholl, seit 2007 Chef der ZKB, spricht über Staatsgarantie, Nachhaltigkeit und Mitarbeiterbeurteilung.

Herr Scholl, Kantonalbanken würden mit ihren speziellen Regelungen wohl schlecht zum EU-Binnenmarkt passen. Welche Folgen hätte der Rahmenvertrag Schweiz-EU für die Zürcher Kantonalbank?

Wenn ich das heute vorliegende Rahmenabkommen anschau, wäre die ZKB davon nicht direkt betroffen. Es lief weiter wie bisher.

Wie schätzen Sie als Bürger den Vertrag ein?

Für mich als Bürger überwiegen die Vorteile des Vertragsentwurfs. Denn sollte der Zugang der Schweizer Industrie zu den EU-Märkten erschwert werden, wäre das bedrohlich für die Wirtschaft. Die Debatte über die Unionsbürgerrichtlinie ist zwar nur aufgeschoben, doch der Vertrag brächte uns da nicht in eine andere Position als heute. Sollten irgendwann sektoruelle Marktzugangsabkommen zur Debatte stehen, beispielsweise für Finanzdienstleistungen, dann käme das Thema Beihilfen wohl wieder auf den Tisch. Dann müsste man dies genau anschauen.

Also die Frage, ob Schweizer Kantonalbanken weiterhin darauf zählen dürfen, dass der Staat im Notfall für ihre Risiken garantiert?

Ja, die Staatsgarantie ist ein zentrales Thema, und auf eine Debatte darüber sind wir gut vorbereitet.

Um diese Besonderheit zu verteidigen?

Nein, aber wir dürfen uns nicht darauf verlassen, dass die Staatsgarantie auf alle Zeit Bestand hat. Es kann sein, dass die Bürgerinnen und Bürger des Kantons Zürich sie irgendwann aufheben möchten. Oder in Verhandlungen mit der EU könnte sie plötzlich Teil eines Tauschgeschäfts sein. Deshalb gilt für uns schon lange: Wir müssen die Bank so vorbereiten und ausstatten, dass sie ab Tag eins nach Wegfall der Staatsgarantie ohne irgendwelche Abstriche weiter voll funktioniert. Und genau diesen Status haben wir heute erreicht. Wir sind also gelassen.

Für Ihr Geschäft ist die Garantie aber ein Pluspunkt.

Die Staatsgarantie darf bei uns nie ein Verkaufsargument sein. Die ZKB ist derart solide aufgestellt, dass sie von den Ratingagenturen mit der Bonitätsnote «aa-» bewertet wird,

wenn man die Kantonshaftung herausrechnet. Aus eigener Kraft erreichen wir also eine Benotung, die weltweit nur drei Banken ausweisen. Bei Einbezug der Staatsgarantie kommen wir sogar auf ein AAA-Rating.

Dann macht der Staat im Rücken doch einen Unterschied aus.

Man muss das Gesamtpaket sehen. Die Staatsgarantie ist eng mit dem Leistungsauftrag gekoppelt.

Worin besteht dieser Auftrag des Kantons?

Erstens versorgen wir die Bevölkerung mit Finanzdienstleistungen, zweitens unterstützen wir den Kanton beim Erfüllen seiner volkswirtschaftlichen Aufgaben, und drittens setzen wir uns für Nachhaltigkeit ein, etwa indem wir unsere Produktpalette so gestalten, dass die Kunden nachhaltig investieren können.

Das machen andere Banken ebenfalls.

Was bei uns zum Leistungsauftrag zählt, kann nie hundertprozentig scharf vom anderen Geschäft isoliert werden. Aber es gibt Phasen, in denen der Auftrag sehr wichtig wird, wie in der Finanzkrise 2008, da vergaben praktisch nur noch die Kantonalbanken Kredite an Firmen. Klar ist auch, dass die Bank nicht überleben würde, wenn sie nur den Leistungsauftrag erfüllen würde.

Nächstes Jahr beim Jubiläum wollen Sie dem Kanton eine spezielle Gegenleistung bieten, was aber nicht alle begeistert.

Ja, die Bank wird 150-jährig, und wir freuen uns darauf. Man kann das natürlich feiern wie viele andere Jubiläen, mit weissen Tischen, Essen und Reden, und ein Jahr später ist alles vergessen. Unser Anspruch ist es, der Bevölkerung etwas Spezielles zu bieten. Dazu gehört ein Erlebnis-Garten, in dem auch unsere Geschichte zentrales Thema sein wird. Darüber hinaus möchten wir mit der Seilbahn über den Zürichsee ein Projekt mit grosser Ausstrahlung realisieren. Auch die Jubiläumsdividende an Kanton und Gemeinden von 150 Millionen Franken darf man nicht vergessen. Wir wollen, dass man weiss, wer 150-jährig wird, jede und jeder im Kanton. Das dient der Markenstärkung.

Eine Alternative wäre, das Gewerbe etwas günstiger zu unterstützen.

Da kämen komplizierte Fragen auf. Soll man sich an die Kunden oder an die Bevölkerung wenden? Sind Kreditnehmer gleichzustellen mit Hypothekarkunden? Und wie steht es mit Unternehmern, die ohne Kredit erfolgreich sind, oder was ist mit der Vermögensverwaltung? Wir möchten, dass alle im Kanton an unserem Jubiläum teilhaben. Die Bank gehört zwar dem Kanton, aber sie ist professionell, nach ökonomischen Grundsätzen zu führen, und über die Verwendung des Gewinns wird am Schluss entschieden. Wir wollen keine halbprofessionelle Arbeit mit Nachsicht bei

Kredit, ein paar Zugeständnissen da und einem Geschenk dort.

Die Geschichte der ZKB beginnt ja eigentlich in der Aufbruchszeit im Kanton Zürich, als Alfred Escher die Industrie-, Bank-, Versicherungsunternehmen gründete. War die ZKB die Antwort auf Eschers Kreditanstalt?

Die Gründung der Kantonalbank wurde initiiert durch Textilunternehmer, weil diese keine Kredite erhielten für ihre Industrie, die damals einmal mehr vor einer Umstrukturierung stand. Die Kreditanstalt wie auch der Zürcher Regierungsrat hatten eine Unterstützung abgelehnt. So wurde eine Bank für Gewerbe und Landwirtschaft gegründet. Das zweimalige Nein aus dem Escher-Lager war also eine Art Geburtshilfe für die ZKB.

Im Gegensatz zur heutigen Credit Suisse ist die Kantonalbank näher bei ihrer ursprünglichen Aufgabe geblieben. Warum?

Wichtig ist, dass bei uns über all die Generationen hinweg die Wurzeln der Bank nie vergessen gingen, nämlich die Unterstützung auch der kleinen Unternehmen. Das wurde

«Die Tatsache, dass wir allen gehören, diszipliniert uns enorm.»

immer weitergegeben. Wäre irgendwann eine ganze Führungsequipe von aussen eingewechselt worden, wäre es wohl schwierig geworden, diese Geschichte weiterzuschreiben.

War die ZKB je ernsthaft in Gefahr?

Im ersten Betriebsjahr schrieb sie Verlust. Eine harte Phase kam dann viel später mit der Immobilienkrise Anfang der 1990er Jahre, aber wir waren nicht in Existenzgefahr. Relativ gut kamen wir durch die Finanzkrise, 2008 erzielten wir rund 500 Millionen Franken Gewinn.

Wenn der Staat im Notfall Ihre Risiken übernimmt und wenn alle Bürger Eigentümer der Bank sind, hat das Management viel Freiheit. Fehlt da nicht die Disziplinierung?

Das Gegenteil ist der Fall. Die Tatsache, dass wir allen gehören, diszipliniert uns enorm, alle schauen dann nämlich auf uns, weil wir ihre Bank sind. Ich selber wohne mit meiner Familie im Kanton Zürich. Würde dieser Bank etwas Schlimmes passieren, wäre ich als Einwohner persönlich betroffen, oder ich müsste auswandern. Das habe ich nicht vor.

Die ZKB hat eine Eigenkapitalrendite von 7 Prozent, finden Sie das genug?

In einer Zeit, in der der risikolose Zinssatz bei null liegt, sind 7 Prozent erst einmal sehr gut. Zudem steht die Eigenkapitalrendite in Relation zu unserer äusserst starken Kapitalisierung. Mehr Eigenkapital bedeutet automatisch weniger Rendite, aber eben auch weniger Risiken. Wir könnten in die Falle tappen und unser Eigenkapital kleiner machen, um die Rendite zu verdoppeln. Das tun wir nicht.

Warum hat die ZKB keine moderne Rechnung mit Spartenergebnissen, die genau zeigt, welcher Teil wie rentabel arbeitet?

Wir sind eine Bank, ein Unternehmen, eine Marke. Wir zeigen keine Spartenrechnung, weil unsere Leistung als Universalbank in Kombination von allen Teilen zusammen erbracht wird. Wollten einzelne Bereiche der Bank sich in speziell günstigem Licht zeigen, dann würde viel Energie fehlgeleitet.

Nicht Egotrips, sondern Teamleistung?

So kann man es sagen. Unsere Stärke besteht in der übergreifenden Zusammenarbeit. Informatiker, Vertriebsleute und Business Engineers arbeiten zusammen, um Lösungen zu finden.

Sie sind seit 2007 Chef der ZKB, und im Leistungsauftrag stehen auch die Aufforderungen «Vorausdenken» und «Mut zeigen». Was können Sie da vorweisen?

Wir haben einiges gewagt. Die Akquisition des Asset-Managers Swisscanto hat uns erfolgreich auf eine neue Stufe der Vermögensverwaltung gebracht und damit unsere Abhängigkeit vom Zinsengeschäft deutlich reduziert. Das brauchte Voraussicht und Mut. Wichtiger Bestandteil unseres diversifizierten Geschäftsmodells ist auch der Handel, der uns als Bank und damit auch dem Kanton einiges bringt. Mut brauchte ebenfalls die Abschaffung der Mitarbeiterbeurteilungen, des aufwendigen formellen Qualifikationswesens.

Formulare ausfüllen ist passé?

Genau, und unsere Erfahrungen sind sehr gut. Vorher versuchten wir immer, mit Mitteln der Vergangenheit die Zukunft zu steuern. Nun ist klar, dass das ganze Qualifikationswesen nicht mehr zur heutigen Welt gehört. Unsere Leute können ihrer Arbeit nachgehen, während ihre Kolleginnen und Kollegen in anderen Banken grossen Aufwand betreiben und Noten verteilen müssen.

Wer waren Ihre wichtigsten Chefs und Vorbilder?

Mein erster wichtiger Chef war der, der mich beim Vorstellungsgespräch mit Leidenschaft und Begeisterung überzeugte, eine Banklehre zu machen. Spätere Chefs brachten mir das fundierte Handwerk bei und den Umgang mit anspruchsvollen Kunden, etwa nach dem Motto: Auch schwierige Menschen dürfen Kunden sein. Besonders wichtig war dann, dass ich gegen Ende der Immobilienkrise Mitte der 1990er Jahre als Mittdreissiger bereits viel Verantwortung übernehmen konnte beim Bereinigen dieser Geschäfte.

Hat der Chef der ZKB im Innersten eigentlich die Sehnsucht oder die Vorstellung, er könnte den Chefs einer CS oder einer UBS zeigen, was er wirklich kann?

Nein, keine Sekunde. Ich fahre jeden Morgen mit Freude ins Büro, weil ich schon bei der besten Bank arbeite. ○

Geschenk vom Himmel

Im Oberengadin planen drei Investoren und ein Stararchitekt ein Vierzig-Millionen-Projekt. Die Frage ist, ob die Bevölkerung von La Punt Chamues-ch das Dorfzentrum dafür hergibt.

Von Roman Zeller



«Aus Liebe zu La Punt»: Investor Curti und sein Projekt «Inn Hub».

Es gehe ihm gut, und er sei mit wenig zufrieden, sagt Jakob Stieger, betätigt die Kaffeemaschine im Gemeindehaus von La Punt Chamues-ch und blickt in Richtung des «Schleppliftes», wie er ihn nennt, am nahen Schattenhang. Im selben Atemzug kommt er auf eine Zehn-Millionen-Überbauung mit Wohnungen für Einheimische und Gewerbeläden zu sprechen, dann auf ein Vierzig-Millionen-Projekt, einen Co-Working-Space mit flexiblen Arbeitsplätzen. Meine Bemerkung, dass das nicht gerade wenig sei, bringt ihn zum Lachen. «Wir müssen etwas machen.»

Stieger ist Präsident von La Punt Chamuesch, einem Dorf zwischen St. Moritz und Zernez, und erklärt, dass sich La Punt – wie andere kleine Bergdörfer auch – in einer «Abwärtsspirale» befinde. In den letzten zwei Jahren habe die Gemeinde etwa vierzig Einwohner verloren. Der Wegzug von Familien schmerze bei insgesamt fünfundzwanzig Primarschülern besonders und gefährde den Schulbetrieb; die Bankfiliale sei geschlossen und der Postschalter im Dorfladen integriert. «Uns gehen Bewohner und – damit verbunden – Arbeitsplätze verloren.» Der Begriff «Schlafdorf» müsse sich ändern, so Stieger, und dass der Kanton Graubünden La Punt einst als «Dorf ohne Entwicklungspotenzial» bezeichnet hat, scheint ihn zusätzlich anzuspornen.

Vier Stimmen Unterschied

Jakob Stieger führt ins Nebenzimmer und zeigt begeistert eine 7000-Quadratmeter-Parzelle auf dem La Punter Zonenplan. Es ist der Ort, wo der «Inn Hub» entstehen soll, ein Zentrum in der Dorfmitte mit Büro- und Seminarräumen und Begegnungszone. Geplant sind eine Apotheke, Cafés und Restaurants; verbunden wird die Überbauung mit der Langlaufloipe, Velo-

und Wanderwegen. Stieger nennt die Idee ein «Geschenk vom Himmel», denn die nötigen Finanzspritzen sicherten Investoren.

Der «Inn Hub» koste insgesamt vierzig Millionen Franken, sagt Stieger und blättert in den Folien des im Januar veranstalteten Informationsanlasses. Finanziell federführend seien Beat Curti, Detailhandel- und Medienunternehmer, Caspar Coppetti, Mitgründer des Laufschuhunternehmens On, und Christian Wenger, Rechtsanwalt. Alle drei besitzen ein Haus oder eine Wohnung in La Punt – und Curti sogar das schönste Patrizierhaus der Region, wie es heisst. Gemäss Stieger profitiere La Punt neben der geschenkten Investition sogar vom jährlichen Baurechtszins in der Höhe von grob 40 000 Franken.

Der «Inn Hub» befinde sich aber noch im Anfangsstadium, relativiert Stieger. Damit überhaupt gebaut werden könne, müsse von der Gemeindeversammlung am 12. April 2019 das Baurecht erteilt und in einer weiteren Abstimmung Ende 2019 die Umzonung von der öffentlichen Dorf- in eine Wohn- und Gewerbezone gutgeheissen werden.

Stieger spürt eine positive Stimmung gegenüber dem «Inn Hub». Auch der Kanton und die Präsidentenkonferenz der Region Maloja unterstützen das Projekt. Dass jedoch die Gemeindeversammlung unvorhersehbare Resultate bringen kann, weiss der 68-Jährige, der seit 22 Jahren La Punt präsidiert. So waren bei seiner Amtsbestätigung im letzten Dezember nur vier Stimmen bei 109 Anwesenden ausschlaggebend für die Wiederwahl. «Der Angriff war mir persönlich gewidmet und nicht meiner Arbeit für die Gemeinde», sagt Stieger dumpf, «aber bei den Gemeindeversammlungen kann man erfahrungsgemäss nie wissen.» Rund siebenhundert Einwohner zählt La Punt

insgesamt, bei der Informationsversammlung im Januar waren hundertfünfzig Interessierte anwesend.

Leuchtturm im Alpental

Über den «Inn Hub» zu befinden, sei das gute Recht der La Punter, sagt Christian Gartmann, Medienbeauftragter des Projekts, und blickt in die Weite des Oberengadins. «Wir suchen den Dialog und wollen herausfinden, was die Bevölkerung wirklich will – wir sind in der Umsetzung flexibel.» Nach kurzem Überlegen antwortet Gartmann auf die Frage, wie er bei einer Absage reagieren würde, dass ein Nein extrem schade wäre und dass nicht alternativ in Pontresina oder Sils gebaut würde. «Der «Inn Hub» ist ein Projekt für La Punt», so der Medienschaffende. Den «Inn Hub» betrachtet er aber als Teil eines grossen Ganzen, als «Baustein für das Engadin und als Mosaikteilchen für Graubünden».

Primär wolle der Trägerverein Mia Engiadina das Tal zusammenbringen, sagt Gartmann: «Technologisch und räumlich.» Mia Engiadina habe sich daher zum Ziel gesetzt, ein Engadiner Glasfasernetz und eine Art Drehscheibe in den Bergen zu haben, wo Menschen zusammentreffen, arbeiten und sich austauschen können. So entstand 2016 die Idee des «Inn Hub», «eines Leuchtturms» im Alpental.

Die Digitalisierung und der Bedarf nach flexiblen Arbeitsplätzen seien die Initialzündung für das Projekt gewesen, sagt Gartmann mit zusammengekniffenen Augen wegen der strahlenden, im Schnee reflektierenden Sonne: «Wir wollen Auswärtigen das erholsame Arbeiten zeigen. Denn wer möchte nicht über Mittag eine Stunde Ski fahren oder seine Gedanken auf den Langlaufski sortieren?» Engadinern sei das vertraut. Für Firmen aus dem

Mittelland zum Beispiel sei ein sogenannter Co-Working-Space, eine Büro- und Workshop-Infrastruktur mit flexiblen Arbeitsmöglichkeiten, die stündlich oder auch länger gemietet werden könne, der Türöffner für effizientes Arbeiten, bei dem man trotzdem «atmen» könne. «Das zentrale La Punt ist ideal dafür.» Man ziehe mit dem «Inn Hub» auf die antizyklische Auslastung der Region ab, so Gartmann: «In der Saison platzt der Ort aus den Nähten – Firmenprojekte laufen aber typischerweise nicht während der Ferienzeit.»

Stararchitekt Norman Foster

Geht es nach Gartmann, so ist der «Inn Hub» ein «Generationenprojekt» und würde ein Treffpunkt für jedermann. Auch älteren Menschen, die sich neu orientieren wollen, würde die nötige Infrastruktur geboten, und der «Inn Hub» füge sich optisch gut ins Landschaftsbild. Denn mit Lord Norman Foster, einem Wahलगadiner und Stararchitekten, habe man einen Meister im Verschmelzen von Moderne und Tradition ins Boot holen können, der mit dem Engadin verbunden sei, sagt Gartmann: «Wenn Foster über den «Inn Hub» spricht, leuchten seine Augen.»

Dass vor allem jüngere Menschen angezogen würden, sieht Gartmann als Chance gegen die Abwanderungen. Microsoft habe sich bereits zur Nutzung des «Inn Hub» verpflichtet.

Zusätzlich sollen auch akademische Kooperationen die Region beflügeln, sagt Gartmann: «Von der Universität St. Gallen und dem Lyceum Alpinum Zuoz aus dem Dorf neben La Punt werden Studierende in den «Inn Hub» kommen.» Christoph Wittmer, Rektor des Lyceum Alpinum Zuoz, schwebt als Fernziel gar ein Bündner Bildungsstandort vor, attraktiv genug für gutausgebildete Studienabgänger – auch im internationalen Vergleich.

Severin Candrian, 26, ist «Exil-Engadiner» und Studienabgänger. Wir treffen ihn in Zürich, wo er wohnt. Er sei in Zuoz aufgewachsen. Zwischen La Punt und seinem Heimatort liegt nur Madulain. Die Berufsmittelschule habe ihn von Zuoz nach Chur geführt. In Zürich habe er Interaction Design an der Zürcher Hochschule der Künste studiert. Candrian arbeitet bei einer Zürcher Fintech-Firma nahe dem Bürkliplatz.

So sei es auch seinen einstigen Mitschülern ergangen, erzählt er: «Von meinen zwanzig Schulfreunden sind fast alle weg von Zuoz.» Trotzdem ziehe es ihn, wie auch viele seiner Freunde, häufig zurück in die Heimat. «Von November bis Februar gehe ich jedes Wochenende nach Hause.» Hauptgrund sei seine Hockeymannschaft, in der er immer noch spiele und die ohne Auswärtige nicht bestehen könnte.

Vom «Inn Hub» ist Candrian begeistert und, auf ihn angesprochen, sofort Feuer und Flamme: «Als ich von den Plänen gehört habe, dachte ich: «Endlich, geil!» Als Designer benötige er nur den Laptop als Arbeitsgerät. Eine Infrastruktur wie die des «Inn Hub», wo sich kreative Köpfe treffen und austauschen könnten, brächte ihn sofort zurück. Es verbinde ihn viel mit seiner Heimat, sagt Candrian. «Nur schon die romanische Sprache.» Von negativen Stimmen habe er bisher nichts gehört, was die Umfrage in seinem Hockey-Chat bestätigte.

Retter des Hotels «Krone»

«Hoffentlich gibt es keine Lärmklagen oder Baueinsparungen», sagt Sonja Martin, Gastgeberin vom Hotel «Krone» in La Punt, «aber wo Neues entsteht, fallen halt Späne». Das Hotel liegt direkt neben dem Grundstück, auf dem der «Inn Hub» geplant ist. Martin findet den «Inn Hub» sowohl für die «Krone» als auch für das ganze Engadin als grosse Chance.

Gerade zu Investor Curti habe Martin eine spezielle Beziehung. Er sei es gewesen, der 2002 das Hotel «Krone» vor dem Konkurs bewahrt habe. Curti, dessen Frau in La Punt verwurzelt ist, habe das Hotel finanziell komplett saniert und rentabel gemacht. Nun, fast zwanzig Jahre später, wolle Curti erneut helfen, so Martin: «Aus Liebe zu La Punt.»

Nicolas Meylaender und David Boller

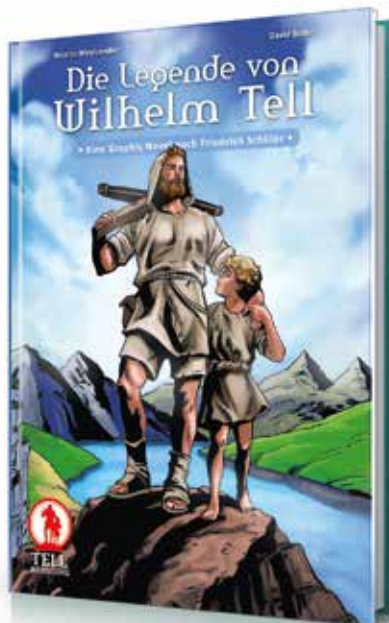
Die Legende von Wilhelm Tell

Eine Graphic Novel nach Friedrich Schiller

Das Comic-Buch erzählt die Geschichte des Schweizer Nationalhelden Wilhelm Tell, seinen Kampf gegen Landvogt Gessler, gegen das habsburgische Imperium und für eine unabhängige Eidgenossenschaft im frühen 14. Jahrhundert. Originalgetreu von Schillers bekannter Geschichte übernommen und mit detailreichen und schönen Zeichnungen versehen, bietet dieser Comic das ideale Lesevergnügen für alle Altersgruppen.

Diese neue Adaption «Die Legende von Wilhelm Tell» ist ein moderner und einfach zugänglicher Comic, der neue Leser für den Mythos begeistert wird.

48 Seiten, vierfarbig, gebunden (Hardcover). ISBN 978-3-906885-01-8



Platin-Club-Spezialangebot

Nicolas Meylaender und David Boller:
«Die Legende von Wilhelm Tell»
Eine Graphic Novel nach Friedrich Schiller

Spezialangebot

Fr. 15.00 statt Fr. 18.95 inkl. Versand

Bestellung

Senden Sie eine E-Mail mit dem Vermerk «Platin-Club» und Ihrer vollständigen Adresse an info@tellbranding.ch, oder rufen Sie uns an über Telefon 044 786 14 17.

Tell Branding GmbH, Samstagenstrasse 105, 8832 Wollerau, www.tellbranding.ch

www.weltwoche.ch/platin-club

«Es ist unvorstellbar, was Federer leistet»

Sie zählt zu den erfolgreichsten Tennisspielerinnen der Geschichte. Den Rummel um ihre Person hat sie hinter sich gelassen. Der *Weltwoche* gab Stefanie Graf eines ihrer seltenen Interviews. Eine Begegnung in Hamburg mit einer aussergewöhnlichen Frau. Von Thomas Renggli

Sie lächelt scheu, fast ein wenig unsicher. Ihre Aufmachung ist von unpräntiöser Eleganz: hellblaue Bluse, dunkle Hosen, die blonden Haare trägt sie offen, an ihrem Hals hängt eine feine Kette aus Weissgold mit dezentem Anhänger. Stefanie Graf reicht die Hand und sagt mit sanfter Stimme: «Hallo.»

Im kommenden Juni feiert die Mannheimerin ihren 50. Geburtstag. Doch die Zahl muss ein Missverständnis in ihrer Geburtsurkunde sein. Graf wirkt auch rund zwanzig Jahre nach ihrem Rücktritt noch so sportlich und austrainiert, als käme sie direkt vom Tennisplatz.

In ihrer Karriere gewann Stefanie Graf 107 Turniere auf der WTA-Tour, 22 davon an Grand-Slam-Events. 1988 siegte sie bei allen vier Grand-Slam-Anlässen sowie an den Olympischen Spielen in Seoul. Damit ist sie die einzige Tennisspielerin, die im selben Jahr die fünf wichtigsten Titel holte. Heute lebt sie mit Ehemann Andre Agassi, 48, und den beiden Kindern Jaden Gil, 17, und Jaz Elle, 15, in Agassis Geburtsstadt Las Vegas. Nach Deutschland kommt sie regelmässig zurück – so auch vergangene Woche, als sie auf dem riesigen Gelände des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf (UKE) die Türen zu ihrer Stiftung Children for Tomorrow öffnete.

Graf nimmt Platz in einem schwarzen Ledersessel und schlägt die Beine übereinander. Eine Assistentin reicht ein Glas Mineralwasser.

Frau Graf, wir sind hier in Hamburg – vier Ihrer 107 Siege auf der WTA-Tour feierten Sie beim legendären Turnier am Rothenbaum. Was bedeutet Ihnen diese Stadt?

Mit Hamburg verbinden mich sehr viele schöne Erinnerungen: sportlich, aber auch privat. Deshalb nahm hier die Geschichte der Stiftung ihren Anfang. Eine meiner besten Freundinnen wohnt in Hamburg. Und auch sonst habe ich viele Bekannte hier, die ich über den Sport kennengelernt habe.

Was war der Anlass zur Gründung der Stiftung?

Ich habe während der Zeit am Tennisturnier in Rothenbaum Peter Riedesser [einer der bekanntesten deutschen Kinder- und Jugendpsychiater, der 2008 im Alter von 63 Jahren starb, Anm. d. Red.]



«So viele Emotionen spielten mit»: Tennis-Ikone Steffi Graf, 49.

kennengelernt – ein unglaublich charismatischer Mensch. Riedesser initiierte am UKE die erste Flüchtlings-Ambulanz. Er erzählte mir von seiner Arbeit mit Flüchtlingskindern und nahm mich mit auf die Station. Dort lernte ich die ersten Kinder persönlich kennen. Das hat mich tief berührt – und war der Anlass, dass ich mich ebenfalls engagieren wollte.

Tut es manchmal weh, wenn man die Einzelschicksale dieser Kinder sieht?

Ja, definitiv. Wenn man die Geschichten der Kinder aus erster Hand hört und die Erlebnisse begreift, die sie durchmachen mussten, geht einem das sehr nahe. Das Emotionale wird dann umso stärker, wenn die Kinder nach einer Therapie auf einen zukommen und sich bedanken.

Wo kann der Sport helfen – unabhängig von finanzieller Unterstützung?

Wir bieten Ergotherapien an. Dies hilft gerade den jüngeren Kindern, die es schwer

haben, zur Ruhe zu kommen. Kinder mit einem Trauma reagieren ganz individuell. Es gibt solche, die sich total zurückziehen und wie eine Mauer um sich aufbauen. Andere können nicht stillsitzen und scheinen ständig auf der Flucht. Sie können die Erlebnisse nicht verarbeiten. In Eritrea war ich sogar mal mit ein paar Kindern auf dem Tennisplatz. Aber das steht nicht im Zentrum.

Wissen die Kinder, wer Steffi Graf ist?

Nein. Aber das ist auch nicht wichtig.

Sie leben in Las Vegas. Wie oft kommen Sie nach Deutschland?

Ich bin alle zwei, drei Monate hier.

Fühlt es sich noch an wie zu Hause?

Zu Hause ist meine Mannheimer, Heidelberger Ecke. Dort habe ich ein Büro. Ein Teil meiner Familie lebt dort. Da bin ich mehr zu Hause als in Hamburg. Aber auch hier fühle ich mich sehr wohl.

Haben Sie den Wohnort Las Vegas gewählt, um sich der Öffentlichkeit zu entziehen?

(Lacht) Das hilft. Aber der Hauptgrund ist es nicht. Mein Mann ist dort geboren und aufgewachsen. Meine Mutter, die schon früher in den USA gelebt hatte, ist später nachgezogen. Mein Bruder wohnt mit seiner Familie mittlerweile ebenfalls dort. Las Vegas ist der Lebensmittelpunkt für unsere Kinder. Wir sind eine sehr grosse Familie in einem Radius von zehn Kilometern. Das war für uns sehr wichtig.

Zurück zum Tennis. Sie waren 377 Wochen an der Spitze der Weltrangliste – länger als jede andere Spielerin. Was bedeutet Ihnen dieser Rekord?

Die Bedeutung dieser Zahl spiegelt sich in meiner heutigen Position. Sie ist der Grund, weshalb ich heute hier bin und dieses Interview geben darf. Meine Leistungen im Tennis gaben mir die Möglichkeit, mein Leben so zu gestalten, wie ich es gerne hätte. Ich habe meinen Mann durch den Sport kennengelernt. Ich habe die Möglichkeit, mit meinen Kindern zu leben und sie beim Aufwachsen zu begleiten. Ich kann meine beruflichen Prioritäten selber wählen und meine Energie beispielsweise in die Stiftungsarbeit investieren.

In der Grand-Slam-Rekordliste wurden Sie von Serena Williams überholt. Was löste dies bei Ihnen aus?

(Lacht) Ich ärgere mich masslos. Es hat mich extrem bestürzt und umgehauen. Nein, im Ernst: Ich habe es natürlich eng verfolgt. Aber ich habe mich für Serena gefreut. Vermutlich hat es die deutsche Öffentlichkeit mehr beschäftigt als mich selber. Ich habe durch den Sport so viel erhalten, durfte so viel erleben, dass ich immer dafür dankbar bin – unabhängig von Rekorden und Statistiken.

Ist Tennis ein anderer Sport als vor zwanzig Jahren?

Nein. Aber wenn ich dann die neue Generation sehe, dann denke ich: Schön, dass es du bist und nicht ich. Das Profi-Leben ist eine sehr intensive Zeit, die ungemein vieles von dir abverlangt: physisch wie mental. Deshalb bin ich am Schluss meiner Karriere auch mit viel Freude in den nächsten Lebensabschnitt getreten. Ich verabschiedete mich nicht mit schmerzdem Herzen oder hatte das Gefühl, dass ich noch etwas hätte erreichen müssen. Ich weiss, mit wie viel Arbeit alles verbunden ist, deshalb habe ich eine unglaubliche Hochachtung für das, was Serena erreicht hat – und was sie noch vor sich hat. Sie kann noch viel mehr erreichen.

Wie nahe sind Sie noch am Wettkampfgeschehen?

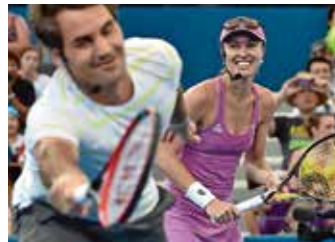
Die Tenniskarriere ist ein Abschnitt des Lebens, auf den ich gerne zurückblicke. Aber sie ist auch ein Abschnitt, der abgeschlossen ist. Wie schon gesagt: Es ist gut, dass nun andere an der Reihe sind. Es ist geistig und körperlich extrem schwer, auf so hohem Niveau zu spielen – in einer Sportart notabene, in der die Saison das ganze Jahr dauert. Fast jede Sportart kennt ihre Auszeiten; nicht aber das Tennis. Bei uns dauert die Saison 52 Wochen.

Ihren letzten Titel, das French Open 1999, gewannen Sie in einem epischen Final gegen die damals 19-jährige Martina Hingis. Welche Erinnerungen verbinden Sie mit diesem Spiel?

Es gibt wohl keine andere Partie, an die ich mich besser erinnern kann; so viele Emotionen spielten mit. Der Match kam zu einem Zeitpunkt meiner Karriere, als ich mit diesem Erfolg nicht mehr gerechnet hatte. Ich bekundete körperliche Probleme. Die Öffentlichkeit hat nichts von mir erwartet, und ich habe nichts von mir erwartet. Wie mich das Publikum dann aber unterstützt hat, ja fast auf Händen getragen hat, war schlicht grossartig.

Welchen Platz räumen Sie Martina Hingis in der Tennisgeschichte ein?

Sie besass ein phänomenales Talent. Durch ihren frühen Rücktritt darf man ihre Resultate nicht unterschätzen. Sie hatte ein unglaubliches Ballgefühl, eine Platzeinteilung, ein Auge. Sie war klar die beste Doppelspielerin, die es je gab. Es ist einfach schade, dass ihre Karriere so früh zu Ende gegangen ist. Hingis hätte noch viel mehr erreichen können.



Roger Federer, Martina Hingis.

«Es ist geistig und körperlich extrem schwer, auf so hohem Niveau zu spielen.»

Im Männertennis hat Roger Federer in den vergangenen zwanzig Jahren eine ähnlich dominante Rolle gespielt wie Sie einst auf der WTA-Tour. Wie werten Sie Federer als Spieler – auch im Vergleich mit anderen Superstars der Tennisgeschichte?

Es ist unvorstellbar, was dieser Sportler leistet. Der 100. Turniersieg war ein weiterer Meilenstein in seiner grandiosen Karriere. Ich habe eine unglaubliche Hochachtung vor seinen Leistungen – und vor allem vor der Art und Weise, wie er auftritt.

Ist Federer der grösste Spieler der Geschichte?

Es ist nicht fair, darüber zu sprechen, solange ein Sportler noch spielt. Die Bilanz darf erst am Schluss gezogen werden. Federer befindet sich vielleicht in der Endphase seiner Laufbahn. Aber er ist noch nicht am Ende: Er kann noch grosse Turniere gewinnen.

Sie sind seit 2001 mit Andre Agassi verheiratet. Wird an Ihrem Familientisch permanent über Tennis gesprochen?

Tennis? Bei uns dreht sich so wenig um Tennis, dass Sie sehr überrascht wären. Zuletzt änderte sich das ein wenig, weil Andre bei Novak Djokovic geholfen hat und nun bei Grigor Dimitrow ein wenig hilft. Aber grundsätzlich ist Tennis bei uns kaum ein Gesprächsthema.

Ihre beiden Kinder interessieren sich offenbar nicht gross für Tennis. Haben Sie das bewusst so gesteuert?

Nein, aber die beiden sind nicht mit dem Bewusstsein aufgewachsen, dass ihre Eltern Tennisstars sind. Unser Sohn war fünf, als Andre zurückgetreten ist, unsere Tochter drei. Tennis war nach dem Rücktritt von Andre nur selten ein Thema.

Aber in den Genen muss doch etwas hängen geblieben sein...

Unser Grosser hätte auf jeden Fall das Talent. Bei allen Ballsportarten besitzt er ein sehr gutes Gefühl. Er spielt hervorragend Baseball – als Pitcher.

Wo stehen eigentlich all die Trophäen Ihrer Familie? Haben Sie eine Lagerhalle gekauft?

(Lacht) Wir haben bei uns im Haus keine einzige Trophäe. Einige Pokale stehen bei Andres Vater. Die Grand-Slam-Trophäen und seine Olympia-Goldmedaille sind bei seinem ehemaligen Trainer Gil Reyes im Gym ausgestellt. Und meine Pokale befinden sich alle in meinem Büro in Deutschland.

Dieses Interview wurde durch Stefanie Grafs Partner Longines ermöglicht.

Der wahre Skandal

Mit dem Bericht von Sonderermittler Robert Mueller ist demnächst zu rechnen. Bereits jetzt ist klar, dass es keine geheimen Absprachen zwischen Trump und Russland gegeben hat. Ein Fokus auf Fakten, die von den meisten Medien ausgeblendet werden. *Von Sidney Powell*

Seit seiner Wahl 2016 ist der Präsident der Vereinigten Staaten – und mit ihm das Land – in den grössten Skandal in unserer Geschichte verwickelt. Immer wieder ist zu hören, Präsident Trump habe mit Russland «geheime Absprachen» getroffen. Andrew McCabe, ehemaliger Vizechef des FBI, inzwischen wegen Falschaussage entlassen, behauptete sogar, Trump sei ein russischer Agent. Diese kriminellen Verleumdungen und die daraus resultierenden Ermittlungen haben das Land gespalten, Unsummen an Steuergeldern verschlungen, sehr viel Energie gekostet und selbst Familien in einer Weise zerrissen, wie das seit dem Bürgerkrieg nicht mehr der Fall gewesen war.

Von Demokraten ausgeheckt

Doch der wahre Skandal ist nicht das, was uns von den Medien aufgetischt wird. Mit dem Bericht von Sonderermittler Robert Mueller und seinem Team ist nun jeden Tag zu rechnen. Der ehemalige Geheimdienstchef James Clapper und andere haben schon erklärt, dass es keine geheimen Absprachen («no collusion») gegeben habe. Muellers Bericht wird entweder kurz ausfallen und Präsident Trump und seinen ehemaligen Kampagnen-Berater Carter Page entlasten, oder er wird sich wie eine Übung in kreativem Schreiben lesen und darauf hinauslaufen, dass es keinerlei strafbare Handlungen gegeben hat. Deshalb wenden sich die Demokraten schon anderen «Ermittlungen» zu.

Die Wahrheit ist schockierend. Fast täglich kommen neue Beweise ans Licht, und wir stellen fest, dass der ganze «Fall» von Mitarbeitern der Demokratischen Partei ausgeheckt wurde – in Kooperation mit ranghohen Kollegen im Weissen Haus, dem FBI, dem Justizministerium, der CIA und mit Hilfe von «Freunden» in ausländischen Geheimdiensten.

Letzte Woche wurde erwartet, dass Michael Cohen, der frühere Anwalt des Präsidenten und Mittelsmann, mit einer sensationellen Aussage vor dem Geheimdienst-Untersuchungsausschuss auspackt. Cohen stellte jedoch unmissverständlich klar, dass er «keine Beweise» für eine geheime Absprache Trumps mit Russland habe. Es liegen nicht einmal Beweise vor, dass Putin Material hat, mit dem er Trump erpressen könnte.

2016 überwachte das FBI mit gerichtlicher Genehmigung mindestens vier Angehörige des Trump-Wahlkampfteams – Carter Page, George Papadopoulos, Paul Manafort und General Michael Flynn – und zwar auf Grund-



«Keine Beweise»: ehemaliger Trump-Mittelsmann Cohen.

lage des berühmten «Steele dossier». (Mit dem «Dossier» wurde aufgrund falscher Tatsachen argumentiert, Russland könne Trump erpressen. Das «Dossier» enthielt die Schilderung eines angeblichen Treffens zwischen Trump und Prostituierten in Moskau, bei dem es zu Urin-Spielen gekommen sei, die Red.) Im «Dossier» wurde behauptet, Michael Cohen sei zu einem bestimmten Zeitpunkt in Prag gewesen. Cohen hat aber erklärt, dass er nie in Prag war, und hat dies anhand seines Reisepasses belegt.

Inzwischen wissen wir vom ehemaligen FBI-Direktor James Comey persönlich, dass es nie Beweise für ein kriminelles Verhalten von Donald Trump gegeben hat – selbst als der Fall an Sonderermittler Mueller übergeben wurde. Erstaunlicherweise hat keiner der hochrangi-

gen Beamten, die die Überwachungsanträge genehmigten, sie überhaupt gelesen. Niemand hat gestanden, sie geschrieben zu haben.

Wie konnte das passieren?

Schauen wir uns einige Fakten an, die von den meisten Medien geflissentlich ignoriert werden. Am 15. Juni 2015 gab Donald Trump in New York seine Präsidentschaftskandidatur bekannt. Noch im selben Jahr verschaffte der (später gefeuerte) FBI-Chef Comey drei privaten Firmen illegal Zugang zu den Datenbanken des nationalen Sicherheitsdienstes. Und die drei Firmen haben diese Datenbanken auch tatsächlich angezapft.

Ich habe öffentlich und wiederholt dargelegt, dass es sich bei einer dieser drei Firmen um Fusion GPS handelte, ein Analyseunterneh-

men, das von der Anwaltskanzlei Perkins Coie angeheuert worden war. Hillary Clinton, die Parteiorganisation der Demokraten und Barack Obamas «Political Action Committee» bezahlten Perkins Coie mehr als 12 Millionen Dollar, augenscheinlich um die gesamte Operation «Absprache Russland» zu managen. (Mit der Operation sollte «belegt» werden, dass es zwischen Trump und Russland während des Wahlkampfes geheime Absprachen gegeben hat, die Red.)

Ende 2015 heuerte Fusion GPS Nellie Ohr an, die schon mit der CIA zusammenarbeitete. Nellie Ohr ist nicht bloss eine langjährige CIA-Insiderin, die fließend Russisch spricht, sondern auch die Ehefrau von Bruce Ohr, der seinerzeit die Nummer vier im Justizministerium war. Ganz zufällig erhielt sie auch eine Amateurfunklizenz. Ich wette, dass Nellie Ohr in der Datenbank der National Security Agency recherchierte, vor allem, um das «Steele Dossier» zusammenzustellen, und so kam es zu der Behauptung, Michael Cohen sei zur selben Zeit in Prag gewesen wie ein hochrangiger Kreml-Mitarbeiter.

Geheimer Informationskanal

Michael Sussman, Partner von Perkins Coie, lieferte Informationen für das «Dossier» sogar direkt an FBI-Generalanwalt James A. Baker, der ebenfalls seinen Hut nehmen und vor dem Untersuchungsausschuss dieses vernichtende Eingeständnis machen musste. Woher hatte Sussman wohl seine Informationen?

Fusion GPS arbeitete mit Christopher Steele zusammen, dem ehemaligen britischen Geheimdienstagenten, der angeblich zahlreiche russische Kontakte hatte und im «Steele Dossier» die ganzen Beschuldigungen gegen Trump fabrizierte.

Erstaunlicherweise erhielt Steele Geld vom FBI und von dem russischen Oligarchen Oleg Deripaska. Gegenüber Bruce Ohr, Nellies Mann, erklärte er, dass er eine Wahl von Donald Trump «unbedingt verhindern» wolle. Ohr gab diese wichtige Information an mehrere Leute im FBI weiter, aber in den Anträgen auf Überwachung amerikanischer Bürger tauchte sie erstaunlicherweise nicht auf.

Bruce Ohr gab auch Informationen von Nellie an das FBI weiter – höchst unorthodox und gegen alle Vorschriften. Inzwischen hat er unter Eid eingeräumt, dass er einen geheimen Informationskanal zwischen Christopher Steele, dem FBI und dem Justizministerium unterhielt, nachdem Steele wegen falscher Angaben vom FBI als Informant gefeuert worden war. Ohr ist im Justizministerium inzwischen zweimal degradiert worden. Möglicherweise könnte er noch so lange blei-

ben, um bei behördeninternen Ermittlungen auszusagen, die nun wirklich unabdingbar sind.

Fusion GPS bezahlte Medien dafür, dass sie Lügenartikel druckten, die man selbst erfunden hatte, und das FBI verwendete diese Artikel, um seine eigene Version der Fakten in den Anträgen auf Überwachung zu untermauern. Praktisch über Nacht sammelten die Demokraten 50 Millionen Dollar, um damit eine Fortsetzung der Lügenkampagne zu finanzieren, und so wurde Fusion GPS beauftragt, auch nach den Wahlen weiterzumachen.

Der legendäre Thriller-Autor Tom Clancy hätte sich das nicht ausdenken können! Aber es geht noch weiter.

Bruce Ohr gab die Informationen von Nellie und Steele an zwei Mitarbeiter im Justizministerium weiter, Andrew Weissmann und Zainab Ahmad, die niemals an diese Informationen hätten kommen dürfen. Beide avancierten zu hochrangigen Mitarbeitern von Sonderermittler Robert Mueller.

Weissmann ist in alle möglichen Machenschaften verwickelt. Diverse widerrechtliche Praktiken des Justizministeriums, die ich in meinem Buch «Licensed to Lie – Exposing Corruption in the Department of Justice» enthüllt habe, tragen seine Handschrift. Er hat den renommierten Wirtschaftsprüfer Arthur Andersen mit seinen weltweit 85 000 Arbeitsplätzen vernichtet, aber der Schuldspruch gegen Andersen wurde durch ein einstimmiges Votum des Obersten Gerichtshofs aufgehoben.

Dann sorgte Weissmann dafür, dass vier unschuldige Mitarbeiter der Investmentbank Merrill Lynch ins Gefängnis kamen (die Beweise für ihre Unschuld unterschlug er). Einer der Betroffenen sass in einem Hochsicherheitsgefängnis mit Schwerverbrechern ein. Mein Mandant sass ein Jahr im Gefängnis. Wir konnten sie während der Berufungsverfahren nicht einmal auf Kautionsfreibekommen, obwohl die Anklage buchstäblich er-

funden war und Weissmann und seine Staatsanwälte eine harmlose Geschäftstransaktion kriminalisiert hatten.

Der demokratische Abgeordnete Adam Schiff, der als Vorsitzender des Geheimdienstausschusses die Untersuchungen gegen Russland und Trump leitet, hat inzwischen bekanntgegeben, dass Felix Sater als sein neuer Zeuge eine «aufsehenerregende» Aussage machen werde. Vermutlich wird auch er sang- und

klanklos untergehen. Abgesehen davon, dass Mueller bereits mit ihm gesprochen und keine Beweise für eine Zusammenarbeit gefunden hat, weiss Schiff offenbar nicht, dass Sater seit zwanzig Jahren eine Schachfigur von Andrew Weissmann, Obamas ehemaliger Justizministerin Loretta Lynch und anderen Leuten aus dem Dunstkreis der New Yorker Staatsanwaltschaft ist. Sater ist ein verurteilter Betrüger, der, von den Staatsanwälten geschützt, die Möglichkeit bekam, weitere Betrügereien zu begehen.

Trump als Bedrohung

Angesichts der Tatsache, dass die Demokraten in den nächsten zwei Jahren die Mehrheit im Repräsentantenhaus stellen, ist mit weiteren zirkusartigen Ermittlungen zu rechnen, mit noch mehr Unterstellungen und unbewiesenen Anschuldigungen und gnadenlosen Angriffen auf den Präsidenten.

Ich habe mich jahrzehntelang nicht gross für Politik interessiert, inzwischen habe ich aber erkannt, dass wir nur ein politisches Estab-

lishment haben. Vor langer Zeit verriet es die Interessen der amerikanischen Bürger an das Grosskapital, die internationalen Konzerne, die Medien, den militärisch-industriellen Komplex und andere Unternehmen. Für sie alle ist Donald Trump eine existenzielle Bedrohung.

Die Wahlen 2016 wurden nicht von Russland beeinträchtigt, sondern von den korrupten Leuten in unseren eigenen Behörden, in den Medien, in der Demokratischen Partei, in den IT-Unternehmen – und von all den anderen, die an der Verschwörung gegen Donald Trump mitwirken.

Wir befinden uns in einem Kampf um die Seele und die Zukunft unserer Demokratie. Wenn wir wollen, dass bei uns wieder alle Menschen gleich behandelt werden, unabhängig von Partei, Macht oder Privilegien, dann müssen all jene, die unschuldige Menschen zu Unrecht beschuldigt und das System manipuliert, «Beweise» konstruiert und vor Gericht die Unwahrheit gesagt haben, zur Verantwortung gezogen werden. Die Zukunft und die Freiheit der USA hängen davon ab.



Clinton, Obama.

Clinton und Obama zahlten 12 Millionen Dollar, um die Operation zu managen.



Sonderermittler Mueller.

Thriller-Autor Clancy hätte sich das nicht ausdenken können!

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Sidney Powell war Staatsanwältin und Abteilungsleiterin unter neun Justizministern beider Parteien. Sie ist Verfasserin des Bestsellers «Licensed to Lie».

Das englische Original kann auf www.weltwoche.ch nachgelesen werden. Es enthält zahlreiche Links zu weiterführenden Dokumenten.



Triumph der Souveränisten? Spitzenkandidaten Jordan Bardella, François-Xavier Bellamy, Manon Aubry (v. l.).

Frühling in Frankreich

Bei der Europawahl treten unbekannte Nachwuchspolitiker als Spitzenkandidaten gegen Macron an. Beflügelt wird der Generationenwechsel durch den Zusammenbruch der Parteienlandschaft. Intellektuelle kehren in die Politik und in die Linke zurück. *Von Jürg Altwegg*

Sie sind 33, 29 und 23 Jahre alt. Sie heissen François-Xavier Bellamy, Manon Aubry, Jordan Bardella, und keiner kennt sie: Bellamy, Aubry und Bardella führen als Spitzenkandidaten die drei wichtigsten Oppositionsparteien Frankreichs in die Europawahl – gewissermassen das Rückspiel der Präsidentschaftswahl 2017, bei der die Parteien von Marine Le Pen, François Fillon und Jean-Luc Mélenchon im ersten Wahlgang zusammen 61 Prozent der Stimmen erreichten: Erstmals werden Ende Mai die 79 (bisher 74) französischen Abgeordneten auf nationalen Listen gewählt, bis 2014 wurden sie in acht regionalen Wahlkreisen bestimmt. Der neue Modus verleiht der Wahl eine zusätzliche innenpolitische Brisanz.

Die Wahl des Europaparlaments ist die einzige in Frankreich, die nach dem Proporzsystem erfolgt und die kleinen Parteien nicht benachteiligt. Regelmässig wurden verdiente

Politiker, die man entsorgen oder belohnen wollte, nach Strassburg abgeschoben. Parteipräsidenten und Minister stellten sich als Lokomotive zur Wahl, traten das Amt dann aber nicht an. 2019 hat ihre Zurückhaltung andere Gründe: Sie sind in den eigenen Parteien umstritten, angeschlagen, und vor allem wollen sie sich für die Präsidentschaftswahl von 2022 schonen.

«Marines Hampelmann»

Noch immer lastet der Schatten des Desasters im TV-Duell mit Macron über der Zukunft von Marine Le Pen. 1984 hatte der Front national bei einer Europawahl seinen ersten landesweiten Triumph errungen: 10 Prozent. Vor fünf Jahren brachte es Marine Le Pen in Nordfrankreich auf 33 Prozent, die Partei wurde mit 25 Prozent die stärkste im Land. Auf eine Wiederwahl verzichtet die Chefin, sie kandidiert auf dem letzten

Listenplatz ihres Rassemblement national (RN). Bereits im November bestimmte sie ihren Spitzenkandidaten Jordan Bardella, 23, der freimütig erzählt, dass er erkoren worden sei, weil er aus der Banlieue stamme und seine Mutter in einer Sozialwohnung lebe.

Als «Marines Hampelmann» wird der Secundo aus Italien, der sich um die Jugendorganisation Génération Nation kümmert, von Parteifreunden bezeichnet: Von ihm zumindest habe Le Pen keine Konkurrenz zu fürchten. Öffentlich widerspricht ihr Hervé Juvin, die Nummer fünf auf der Liste. Er plädiert für die Rückführung der Dschihadisten nach Frankreich, die Marine Le Pen als «kriminell» einstuft: «Damit wir sie verhören können. Sie kennen das Thema wie niemand sonst.»

Juvin ist ein anerkannter Intellektueller und Autor von zehn Büchern, die zum Teil im Klassiker-Verlag Gallimard erschienen sind. Er hat

für die Reiseführer «Guides Bleus» und mit dem renommierten Historiker Marcel Gauchet gearbeitet. Zuvor war er Berater von Mitterrands Premierminister Pierre Bérégovoy gewesen. Für die Le-Pen-Partei entschied sich Juvin aus Sorge um die Umwelt: Auch Ökosysteme müssen durch Grenzen geschützt werden.

Mit Bardella hat das RN den Jugendtrend gesetzt. Jean-Luc Mélenchon schickt für seine Partei Unbeugsames Frankreich (La France insoumise, LFI) die 29-jährige Manon Aubry an die Front. Die Linksradikalen stecken in einer Krise, Mélenchon ist umstritten; er führe seine Partei wie eine Sekte, lautet der Vorwurf vieler Genossen. Die Quereinsteigerin Aubry kommt von der NGO Oxfam und hat sich als Kämpferin gegen die Steuerhinterziehung profiliert. An der Elite-Uni Sciences Po ist sie Dozentin für Menschenrechte. Vorsichtshalber hat man auch ihre Mutter, eine verlässliche Genossin der ersten Stunde und Journalistin, auf die Liste gesetzt, auf Platz 59. Die Umfragen prophezeien 8 Prozent Wähleranteil – ein Absturz.

Philosoph will Linke retten

Die Republikaner ziehen mit dem Philosophen François-Xavier Bellamy, 33, in die Schlacht. Seine politische Erfahrung beschränkt sich auf den Gemeinderat von Versailles. Der einflussreiche konservative Intellektuelle grenzt sich deutlich von den neurechten Ideologen ab. Auf ihm ruhen sich die Hoffnungen auf eine Erneuerung der bürgerlichen Doktrin. Weil sich Bellamy «aus Gewissensgründen» gegen die Abtreibung ausspricht, wird er in die Nähe der reaktionären Katholiken gerückt, die eine «Ehe für alle» ablehnen. «Europa ist nötiger denn je», postuliert Bellamy. An der Souveränität der Nationen will er jedoch festhalten. Den Republikanern droht das gleiche Schicksal wie den Sozialisten: unter 10 Prozent.

Derweil schickt sich ein anderer Philosoph an, die demokratische Linke zu retten: Raphaël Glucksmann. Sein berühmter Vater André Glucksmann gehörte zu den antitotalitären Neuen Philosophen, die für Mao schwärmten, bevor sie die Abkehr vom Kommunismus und Marxismus in die Wege leiteten. André Glucksmann befürwortete den Krieg im Irak und unterstützte Nicolas Sarkozy, was er im Nachhinein als Irrtum bezeichnet hat. Der genauso mediengewandte Junior wirkte als Berater des georgischen Präsidenten Micheil Saakaschwili. Er sprach sich ebenfalls für Sarkozy aus. Aus Widerstand gegen dessen Einwanderungspolitik sei er immer weiter nach links gerückt, erklärt Glucksmann. Er hat im vergangenen Herbst die Bewegung Place publique begründet, seit Wochen reist er durch Frankreich. Die Verhandlungen mit dem sozialistischen Präsidentschaftskandidaten Benoît Hamon, der eine eigene Partei gegründet hat, und den Grünen gestalten sich schwierig. Das Projekt «Wiedervereinigung der Linken»

fördert vielmehr deren weitere Spaltung. Sozialisten und Kommunisten müssen fürchten, nicht einmal die 5-Prozent-Schwelle zu erreichen.

Ob die von Ingrid Levavasseur, 32, geplante Gelbwesten-Liste zustande kommt, steht in den Sternen. Sie würde den Links- wie den Rechtsextremisten Stimmen wegnehmen und Macron nützen. Dank dem Proporzverfahren wird man sich erstmals – zwei Jahre nach dem Big Bang, den Macrons Einzug ins Elysée auslöste – ein Bild von den tatsächlichen Kräfteverhältnissen machen können. Für den Präsidenten scheint sich die Zuspitzung des Wahlkampfs auf eine Auseinandersetzung zwischen seinen «Fortschrittlichen» und den Populisten um Marine Le Pen bezahlt zu machen: die Guten gegen die Bösen. Die Krise der *gilets jaunes* ist ausgestanden, Macrons Popularität steigt wieder. In den ersten Umfragen liegt seine Partei La République en marche! (LREM) deutlich über 20 Prozent und zwei bis drei Punkte vor dem RN. Macron geht als Favorit in die Europawahl, bei der die Regierungspartei meist eine Schlappe einfährt. Am Dienstag dieser Woche liess er den Startschuss für seine Kampagne erfolgen, in Frankreichs Regionalpresse und in Zeitungen aller EU-Staaten, Grossbritannien inklusive.

Zerschlagen haben sich Macrons Pläne, die Partei als Stosstrupp einer «neuen Welt», quasi auf den Spuren Napoleons, in andere Staaten zu exportieren. Noch bleiben seine Visionen, die er in spektakulären Reden in

Also keine Panik in Brüssel, keine Angst vor den Populisten? Das wäre ein Trugschluss.

Athen und an der Sorbonne entwarf, Wunschenken und Theorie. In Europa ist Macron ziemlich isoliert. Laut einer ersten gesamt-europäischen Wahlumfrage, die Brüssel gleich selber in Auftrag gegeben hat, erhält LREM wenig Zuspruch. Der Europäischen Volkspartei und den Sozialdemokraten, die seit vierzig Jahren das Parlament beherrschen, werden zwar Sitzverluste vorausgesagt, doch das Ausmass scheint sich in Grenzen zu halten.

Also keine Panik in Brüssel, keine Angst vor den Populisten? Das wäre ein Trugschluss: Erstmals werden die beiden Bündnisse – Volkspartei und Sozialdemokraten – zusammen über keine Mehrheit verfügen. Ein Triumph der Souveränisten ist möglich. Denkbar ist auch, dass die Koalition der Europäischen Volkspartei – der Orbán angehört – auseinanderbricht. Dann hätte Macron auch in Europa seinen Big Bang bekommen und könnte rund um seine «Bewegung des Fortschritts» mit den Liberalen, Grünen und auch Konservativen eine Mehrheit gegen die Populisten bilden. ○



Inside Washington

Schlaues Kalkül

Trump hat mit Kim mehr erreicht, als es auf den ersten Blick scheint.

Manchmal muss man davonlaufen», sagte Präsident Trump vor den Medien, nachdem er das Gipfeltreffen mit dem nordkoreanischen Staatschef Kim Jong Un frühzeitig abgebrochen hatte. Die Kritiker des Präsidenten klatschten in die Hände.

«Trump musste viel einstecken», kommentierte NBC. Das öffentliche Radio NPR amüsierte sich über die «Illusion» einer vollständigen nordkoreanischen Abrüstung, «die mehr mit einem Actionfilm zu tun hat als mit internationalen Verhandlungen». Andere wiesen darauf hin, dass Nordkorea acht Stunden nach Trumps Weggang den Misserfolg relativierte und einen «teilweisen» Verzicht auf die Sanktionen forderte. Trumps harte Haltung könnte Nordkoreas Tyrannen bereits milder gestimmt haben.

Peter Feaver von der Duke University sagte: «Trump verdient Anerkennung dafür, dass er keine Überreaktion zeigte.» Er habe «hoffnungsvolle Worte im Hinblick auf ein späteres Verhandlungsergebnis gefunden». Sogar der demokratische Fraktionsführer im Senat, Chuck Schumer, lobte Trump: «Es war richtig, zu gehen und auf einen ungenügenden Vertrag mit kurzfristigem Applaus zu verzichten.» Der Politikwissenschaftler John Tures schreibt im *Oberserver* über Trumps schlaues Kalkül: Der Verhandlungsabbruch in Hanoi sende den «Chinesen das starke Signal, dass Trump nicht zwingend ein Verhandlungsergebnis braucht und deshalb das Risiko eingehen kann, einen möglichst guten Deal für die USA zu erzielen». Es gibt Anzeichen dafür, dass ein Handelsvertrag unmittelbar bevorsteht, der weitreichende Konzessionen der Chinesen vorsieht – wie den Schutz des geistigen Eigentums. Gemäss *Wall Street Journal* soll es Ende Monat in Florida zum Direkttreffen zwischen Trump und Xi Jinping kommen. «Es ist noch etwas zu früh für den Champagner», sagt Handelsminister Wilbur Ross. Aber die Flaschen sind schon einmal kühlgestellt. Amy Holmes

Ideologe mit Röhrenblick

Er wurde bereits als neuer britischer Premier gehandelt. Labour-Chef Jeremy Corbyn ist bei Jugendlichen ein Star, ein Kumpel zum Anfassen. Doch langjährige Mitstreiter zeichnen ein düsteres Bild von ihrem Genossen: In einer neuen Biografie warnen sie vor einem «gefährlichen Helden». *Von Rolf Hürzeler*

Er organisierte fast täglich Streiks. Die Gemeindearbeiter im Nordlondoner Distrikt Haringey kämpften in den 1970er Jahren unter der Führung des jungen Aktivisten Jeremy Corbyn verbissen für Lohnerhöhungen von bis zu 40 Prozent. Da traf es sich gut für sie, dass der gleiche Corbyn in der lokalen Gemeindeverwaltung sass, wo er sich unermüdlich für die Interessen seiner streikenden Klientel einsetzte. «Die Beschäftigten klauten so öffentliche Gelder», schreibt der Publizist Tom Bower in seiner soeben erschienenen Biografie «Dangerous Hero» (Gefährlicher Held) über den fast siebzjährigen Labour-Chef Jeremy Corbyn. Die Aufsichtsbehörde setzte dem Treiben in Haringey ein Ende. Corbyn war einmal mehr gescheitert, nachdem er bereits früher als Gewerkschaftsfunktionär entlassen worden war.

Autor Bower sprach mit schier unzähligen Weggefährten Corbyns und seinen zwei verflochtenen Ehefrauen sowie der gegenwärtigen. Die Biografie zeichnet das Porträt eines heillos überforderten Politikers, der sich in seiner Laufbahn in zahlreichen Geplänkeln mit Marxisten-Leninisten, Maoisten und vor allem Trotzisten verhedderte. Das Fazit des *Daily Telegraph*: «lustig, aber erschütternd».

Dabei wirkt Corbyn gegen aussen keineswegs bedrohlich: Er sitzt jeweils etwas verklemmt auf den Bänken im Unterhaus. Man hat den Eindruck, dieser nuschelnde Typ mit dem ungezähmten Haarschopf sei soeben dem Bett entstiegen und bekomme den Lauf der Dinge nicht so recht mit.

Populär, aber keine Integrationsfigur

Dennoch ist er kein weltfremder Theoretiker, sondern steht eher der Praxis näher: «Er liest keine Bücher», stellte seine erste Ehefrau, die Kommunikationswissenschaftlerin Jane Chapman, etwas verwundert fest. Dazu passt, dass er den Mittelschulabschluss nur knapp geschafft und sein Studium an einer Fachhochschule schnell abgebrochen hatte. Der aus einer ländlichen Mittelstandsfamilie stammende Corbyn war schon immer mehr der Kumpel an der Demo als der Intellektuelle bei der Lektüre.

Vor allem aber fühlte sich Corbyn stets der internationalen Solidarität verbunden oder was immer er dafür hielt: «Der Putsch gegen



Beschränkter Revolutionär: Labour-Chef Corbyn.

den chilenischen Präsidenten Salvador Allende 1973 prägte ihn politisch», schreibt Bower. Dieses Ereignis war der Beginn von Corbyns Obsession, sich zu internationalen Ereignissen in der ganzen Welt vernehmen zu lassen, selbst zu Quisquilien in der Politik wie der Besetzung der winzigen Karibikinsel Grenada durch die Amerikaner 1983.

Corbyn ist seit je von Flugblättern mit seiner Botschaft besessen, die er bei jeder Gelegenheit am liebsten selbst verteilt. Denn er ist nach wie vor der Überzeugung, dass der Presse nicht zu trauen ist, also muss er den Leuten seine Wahrheiten selber näherbringen.

Oftmals mit Erfolg. «Er war und ist bei vielen populär», schreibt Bower. Vor allem bei der jungen Wählerschaft kommt Corbyn gut an, wie die britische Parlamentswahl 2017 gezeigt hat. Denn der Mann wirkt gegen aussen glaubwürdig: Er ist Vegetarier, trinkt keinen Alkohol, raucht nicht und schluckt bei einem Schnupfen Globuli. Seine persönlichen Bedürfnisse sind bescheiden. Kalte Büchsen-

bohnen aus der Dose sind angeblich sein bevorzugtes Menü zwischen den vielen Strategiesitzungen. Geld ist dem Mann einerlei, so dass ihm laufend Schulden am Hintern kleben. Statt sich um seine eigenen Finanzen zu kümmern, denkt er lieber an das Geld der Studenten, wenn er sich für gebührenfreie Universitäten einsetzt. Auch das schadete seiner Popularität bei den Jungen nicht.

Allerdings ist diese Beliebtheit nur ein Teil der Wahrheit: Trotz der Brexit-Krise der konservativen Regierungspartei schafft es Labour in keiner Umfrage, die Tories zu überholen. Dazu mag Corbyns unklare Haltung zum Brexit beitragen; er war stets gegen die britische EU-Mitgliedschaft. Jetzt muss er unter dem Druck der rechten Labour-Mitglieder eine zweite Volksabstimmung verlangen, obgleich er seit seiner Wahl zum Parteipräsidenten den sozialdemokratischen Flügel marginalisierte, was zum Parteaustritt von Parlamentsmitgliedern geführt hat. Corbyn ist keine Integrationsfigur.

IRA-Treffen, Antisemitismus

Das belegen die beiden heikelsten Punkte seiner Laufbahn: Dieser Politiker bewunderte stets die angeblichen Freiheitskämpfer der Untergrundorganisation der Irisch-Republikanischen Armee (IRA). Corbyn traf sich in den dunkelsten Tagen des Terrors regelmässig mit Repräsentanten der IRA, nicht etwa für Verhandlungen, sondern um sie in ihrer Mission zu bestärken.

Ins gleiche Kapitel gehört seine Unfähigkeit, eine politische Antwort auf den bei Labour verbreiteten Antisemitismus zu finden, den er mit Israel-Kritik verwedelt. Buchautor Bower kommt in dieser Hinsicht zu einem verheerenden Fazit über Corbyns persönliche Haltung: «Treffen mit Holocaust-Leugnern, mit arabischen Terroristen und bekennenden Antisemiten – all das kann kein Zufall sein.» Vielleicht steckt jedoch keine böse Absicht dahinter, sondern nur fehlende Einsicht.



Tom Bower: Dangerous Hero. Harper Collins. 400 S., Fr. 29.90

«Eine neue Eiszeit steht an»

Todkrank, lässt sich Algeriens Präsident Bouteflika in Genf pflegen. Was ihn nicht daran hindert, für eine fünfte Amtszeit zu kandidieren. Zehntausende protestieren auf der Strasse. Der bedeutendste algerische Schriftsteller, Boualem Sansal, über sein Land im Griff von Islam und Armee. *Von Jürg Altwegg*

Er hat phantomähnliche Züge angenommen. Seit 2013 ist Algeriens Präsident Abd al-Aziz Bouteflika, 82, an den Rollstuhl gefesselt und erscheint nur selten vor dem Volk. Er wolle bei den Neuwahlen am 18. April erneut kandidieren, liess er am Wochenende verlauten. Die Massen protestieren in den Strassen. Wie delikates ist die Lage jenseits des Mittelmeeres? Boualem Sansal, Träger des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels, nimmt Stellung.

Wie haben Sie die Demonstrationen erlebt?

Ich wohne in Boumerdès, rund vierzig Kilometer von Algier entfernt, und wollte mir am vergangenen Freitag mit einem Freund die Demonstration anschauen. Aber wir fanden sie nicht. Wir durchstreiften die ganze Stadt und trafen auf verstreute kleine Gruppen. Es dauerte lange, bis sich aus ihnen eine beeindruckende Menge bildete. Die Demo verlief zwei Stunden lang friedlich, dann hörte man Schreie: Die Polizei setzte Tränengas ein.

Wie fühlten Sie sich unter den Demonstranten?

Es ist alles sehr zwiespältig. Ich habe grosse Hoffnungen und grosse Befürchtungen. Es ist erfreulich, dass sich die Bevölkerung und vor allem die Jugend endlich auflehnen. Die entmündigten Algerier sind völlig von den Machthabern abhängig. Sie verdanken ihnen alles: das Brot, die Arbeit, die Sicherheit. Die Demonstrationen sind spontan entstanden, aber sie wurden umgehend unterwandert. Ich habe viele Islamisten und Anhänger der Regierungspartei erkannt. Das System ist für seine Manipulationen berüchtigt. Bouteflika ist alt und krank, bald könnte seine letzte Stunde schlagen. Jetzt fokussiert sich die Unzufriedenheit des Volkes auf ihn. Damit kann die Militärdiktatur von ihrer eigenen Verantwortung ablenken. Das groteske Szenario seiner neuerlichen Kandidatur mit dem Versprechen eines vorzeitigen Rücktritts weist in diese Richtung.

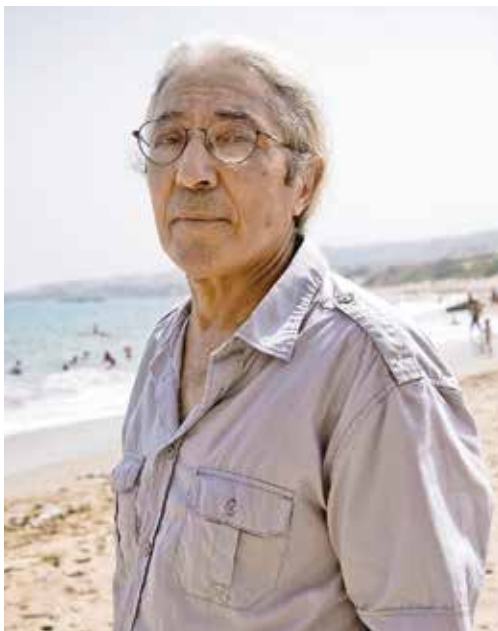
Eine kühne These, fast schon eine Verschwörungstheorie.

Es gab innerhalb und ausserhalb der Protestumzüge Aufrufe, sich anständig zu benehmen. Offizielle Anweisungen, sich elegant zu kleiden und zu kämmen: Die Welt schaut auf uns. Das Regime ist sehr auf

sein Image bedacht. Die Demos sind so vorbildlich verlaufen, dass es irgendwo einen Dirigenten geben muss.

Fühlen Sie sich als Schriftsteller überwacht, wird unser Telefoninterview vom Geheimdienst mitgehört?

Ja, in politischen Krisensituationen wie jetzt ist das zweifellos der Fall. In den vergangenen Jahren war das System so sehr von sei-



«Nationale Mystik»: Autor Sansal.

nem perfekten Funktionieren überzeugt, dass es Lähmungserscheinungen zeigt. Die Wachsamkeit liess nach. Ich kann das Land jederzeit problemlos verlassen und wieder zurückkehren, nicht einmal das Gepäck wird untersucht.

Vor den Islamisten haben Sie keine Angst mehr?

Sie haben ihre Strategie radikal verändert. Es gibt geheime Stillhalteabkommen zwischen ihnen und der Macht. Die Attentate auf Intellektuelle gehören nicht mehr zu ihren Prioritäten. Der Islamismus ist sehr viel intelligenter geworden. Er kümmert sich um das Wohl der Menschen, um die Kultur. Die Moscheen werden klimatisiert. Er will die Köpfe erobern. Die Islamisten üben die Kontrolle über die Gesellschaft nicht mehr mit Terrormethoden aus. Die Menschen kommen aus Überzeugung.

Was wird in Algerien geschehen?

Diese Frage stellen sich alle, auch die algerischen Minister und Generäle. Wäre Bouteflika vor der Erneuerung seiner Kandidatur aus dem Genfer Spital gestorben, hätte sich die Lage beruhigt. Jetzt ist alles offen. Wenn die Demonstrationen nicht abflauen, besteht die Gefahr, dass sie blutig niedergeschlagen werden.

Freie Wahlen kann die Armee nicht zulassen?

Nur unter der Bedingung, dass ihr Kandidat gewinnt. Sie hat die Mittel – vom Geld bis zu den Geheimdiensten –, einen erfolgreichen Wahlkampf zu führen. Nach dem Bürgerkrieg in den neunziger Jahren wurde General Zéroual relativ demokratisch zum Präsidenten gewählt. Es war beliebt, er kümmerte sich um das Volk. Und er trat wieder zurück.

Bouteflika wurde sein Nachfolger. Warum hat sich die Armee auf eine fünfte Amtszeit eingelassen?

Das ist das Elend der algerischen Politik. Die Armee hat das Land in die Unabhängigkeit geführt und von den Islamisten befreit. Der Bürgerkrieg in den neunziger Jahren forderte 200 000 Tote. Rund um die Armee hat sich eine nationale Mystik entwickelt. Algerien hat zwei Religionen, den Islam und die Armee. Die jungen Algerier, die ihren Militärdienst widerwillig antreten, werden zu Gläubigen. Bouteflika steht seit der Unabhängigkeit 1962, als er in Ben Bellas erster Regierung Minister war, im Herzen dieses Systems. Das macht den Abschied von ihm so schwer.

Kein algerischer Frühling, der Albtraum geht weiter?

Ich fürchte es. Das System wird seine Methoden des mehr oder weniger sanften Totalitarismus erneuern und verfeinern. Vor Entführungen nicht zurückschrecken. Man wird Programme lancieren und Menschen korrumpieren. Eine neue Eiszeit steht an. Fällt die Repression zu brutal aus, wäre eine Revolte die Folge.

Und dann?

Kommt wie in Venezuela der Druck aus der ganzen Welt. Die Armee hat eine Geheimwaffe: Sie kann die Rebellion der Islamisten neu erwecken. Ein Attentat wäre ein Segen für die Machthaber, am Ende könnte ein neuer Bürgerkrieg ausbrechen.

Boualem Sansal, 69, wurde 2011 mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichnet. Weil er in einem Interview Präsident Bouteflika kritisierte, war er 2003 aus dem Staatsdienst entlassen worden. Zahlreiche seiner islamkritischen Romane sind in deutscher Übersetzung erhältlich.



«Ich ertrage es mit Humor»: Kanzlerin Merkel am Karneval im Berliner Bundeskanzleramt, 19. Februar.

Ikone der Woche

Gar nicht lustig

Von Rico Bandle

Das Video ging um die Welt. Die deutsche Kanzlerin Angela Merkel erhielt vom Bund Deutscher Karneval einen Orden. Zur Feier traten einige Fasnachts-Tanzgruppen

auf, die mit militärischer Strenge Heiterkeit verbreiteten, ganz nach deutscher Tradition. Die Regierungschefin machte dabei ein Gesicht, als sei sie an einer Holocaust-Gedenkveranstaltung. Zuvor hatte sie in einer Rede etwas gequält erklärt, es gehöre zum Karneval, dass über Politiker wie sie gelacht werde. «Aber wir tragen und ertragen es mit Humor. Und das fällt uns – ich kann auch sagen mir – relativ leicht.»

Immerhin erträgt sie die Fasnacht noch. Andere haben dem Anlass längst den Kampf angesagt.

Vor einigen Jahren noch war die grosse Frage, ob man sich über den Islam lustig machen darf. Der Obmann des Basler Fasnachts-Comité, Christoph Bürgin, gab 2013 die Devise durch: «Im Islam sind Allah und Mohammed so gross, dass sie nicht dargestellt werden sollen. Dies sollte auch an der Fasnacht



respektiert werden.» Wahrscheinlich hatte man einfach Angst vor Anschlägen von Islamisten. Wie während des Zweiten Weltkriegs, als offiziell dazu aufgerufen wurde, die Deutschen nicht unnötig zu provozieren.

Der Kreis jener, die sich provoziert oder verletzt fühlen könnten, stieg in den letzten Jahren exponentiell an. Als sich vor einigen Tagen ein Komiker an einer deutschen Karnevalsveranstaltung über den Doppelnamen von

CDU-Chefin Annegret Kramp-Karrenbauer lustig machte, erntete er heftigen Protest. Sein Humor sei frauenfeindlich. Einige Tage später betrat jene Annegret Kramp-Karrenbauer selber die Karnevals Bühne und witzelte: Geschlechtsneutrale Toiletten seien «für die Männer, die noch nicht wissen, ob sie noch stehen dürfen beim Pinkeln oder schon sitzen müssen. Dafür –dazwischen– ist diese Toilette.» Auch das löste einen Empörungsturm aus. Der öffentliche

Sender ARD wettete, die Politikerin habe «Intersexuelle massiv beleidigt»: «Kramp-Karrenbauer macht sich damit unmöglich.»

In Basel wird derzeit diskutiert, ob die 1958 gegründete Fasnachts-Clique Negro-Rhygass ihren Namen behalten darf oder ob er rassistisch ist. Zum Lachen ist das alles tatsächlich nicht mehr.

Mehr zum Thema: S. 66

Epos unserer Zeit

George R. R. Martin ist der Erfinder von «Game of Thrones». Auch seine Romane, die den Stoff zum Serienhit liefern, machen süchtig. Wie denkt der geniale Erzähler? Wir haben ihn besucht. *Von Denis Scheck*

Wer hätte als gläubiger Katholik noch nicht davon geträumt, den Vatikan in die Luft zu jagen? George R.R. Martin, ein siebzig Jahre alter US-Amerikaner, geboren und aufgewachsen in der erzkatholischen Hochburg Bayonne in New Jersey, hat sich diesen Traum erfüllt. Allerdings liegt sein Vatikan nicht in Rom, sondern in Königsmund, der Hauptstadt der Sieben Königslande in Westeros...

Sollten Ihnen Westeros, die Sieben Königslande und Königsmund böhmische Dörfer sein, müssen Sie die letzten sieben Jahre in Medienquarantäne auf dem Mond verbracht haben. Wann immer ich die Klage höre, früher seien die Romane komplexer, die Charaktere differenzierter, die Handlungsvolten überraschender gewesen, mit anderen Worten die alte Lorient-Leier, dass früher mehr Lametta am Baum der Literatur hing, denke ich an George R.R. Martins Romanzyklus «Das Lied von Eis und Feuer». Und Lorient

und seine verzweifelte Fernsehansagerin, die sich um eine kurze Handlungszusammenfassung einer britischen Fernsehserie bemüht, fällt mir auch ein, wann immer ich zu erklären versuche, wovon Martin in seinen Romanen erzählt.

Wie Martin seine Rache am Vatikan ins Werk setzt, lässt sich beispielsweise kaum anders als in diesen dürren Worten zusammenfassen: Während in Westeros der Krieg der fünf Könige um den Eisernen Thron tobt, weiss Cersei



Star-Autor Martin.

«Stattdessen bekam ich dieses blöde Internet.»<

Lennister, dass noch aus der Zeit des irren Königs Aerys II. Targaryen Dutzende Fässer See- feuer unter der Grossen Septe von Baelor in Königsmund lagern, und als der inzwischen zum Hohen Septon avancierte Hohe Spatz mit den meisten Angehörigen der Familie Tyrell, darunter Königin Margaery, sowie der Hand des Königs sich darin versammeln, um über Cersei wegen Inzests, Ehebruchs und Mordes zu Gericht zu sitzen, zögert die skrupellose Cersei nicht, ihren Racheplan in die Tat umzusetzen. Nachdem Cerseis Sohn, König Tommen, dies alles mit eigenen Augen aus seinen Gemächern im Roten Bergfried hat mitansehen müssen, legt er seine Krone ab und springt aus dem Fenster in den Tod... wodurch der Weg frei wird für Cerseis Thronbesteigung. Alles klar?

Tolkien-Initialen sind Zufall

Ausgedacht hat sich die Welt von Westeros der 1948 geborene

George Raymond Richard Martin. Dass sein Name dieselben Mittelinitialen wie John R.R. Tolkien aufweist, ist Zufall; dass Martin es auch, was die Verkaufszahlen anlangt, mit dem Schöpfer von Mittelerde aufnehmen kann, nicht. Sein Romanzyklus «A Song of Ice and Fire» lieferte die Vorlage für die erfolgreichste Fernsehserie der Welt. Im April läuft auf HBO das Finale von «Game of Thrones», ein in die Milliarden gehendes Publikum ist den letzten sechs Folgen gewiss. Zugegeben, der Einstieg in Martins Romanwelt erfordert einiges an Aufmerksamkeit und Konzentration, so wie alle literarischen Weltenbauer von Tolstoi bis Tolkien ihren Leserinnen und Lesern anfangs durchaus Mühe abverlangen.

Doch das Suchtpotenzial ist enorm. Einmal am Haken, legt man Martins Bücher nicht mehr aus der Hand – was nicht zuletzt daran liegt, dass diese Romane verblüffend politisch sind. Eine überzeugendere Einführung in den Ausgleich widerstreitender Interessen, das Schmieden grosser Koalitionen, das Spinnen von Intrigen und die hohe Kunst des Kompromisses lässt sich in der Spannungsliteratur der Gegenwart nicht finden. Aus diesen Romanen kann man mehr über den politischen Alltag erfahren als aus der Zeitung.



«So was braucht Zeit»: «Game of Thrones».

Meine Lieblingsfigur und die vieler Leser ist der Zwerg Tyrion Lennister, ein raffinierter, ja regelrecht abgefeimter Politiker, eine tragische Gestalt – und ein Vaternörder. Als ich George R.R. Martin in Santa Fe besuche, wo er seit 1979 wohnt, möchte ich mit dem Schriftsteller, der in den siebziger Jahren während des Vietnamkrieges als Kriegsdienstverweigerer aus Gewissens-

Literatur-Extra

- 50 Epos unserer Zeit
George R. R. Martin
- 54 Niko Stoifberg
Alles nur geträumt?
- 55 Schweizer Klassiker
Carl Albert Loosli
- 56 Vaters Cliffhanger-Leben
Barbara Honigmann
- 58 Georg Brunold
Was Menschen bewegt
- 59 Sprache
Seid stark



gründen Ersatzdienst leistete, über Politik und Fantasy sprechen. «Ich hoffe, meine Leser zum Nachdenken über politische Fragen zu bringen», so Martin. «Viele Fantasyromane sind wahnsinnig holzschnittthafte: Aus guten Männern werden gute Könige, aus bösen Männern schlechte Könige. Solche Romane unterstellen, Tugend allein reiche in der politischen Arena

aus. Ich aber wollte, dass es meine Figuren genauso schwer haben wie Politiker in der Wirklichkeit. Wenn zum Beispiel Daenerys Targaryen eine Stadt der Sklavenhändler erobert und sie zu regieren versucht, stellt sie fest, dass gute Absichten allein kein Regierungsprogramm sind. Da gilt es eine Reihe sehr schwerer Entscheidungen zu fällen, und egal, was man macht, die Leu-

te werden einen hassen... Sie verfügt zwar in Gestalt ihrer drei Drachen über die fürchterlichste Waffe in Westeros. Aber Drachen versetzen einen nicht in die Lage, die Armut abzuschaffen, alle dazu zu bringen, einen zu lieben oder ein glückliches Leben zu führen. Man kann mit Drachen sehr gut etwas in Brand stecken. Man kann mit ihnen seine Feinde vernichten, Städte und ganze Kulturen zerstören. Aber Drachen lösen nicht das Problem einer guten Regierung.»

Zu den schönsten medialen Blüten, die der Erfolg der Fernsehserie hervorbrachte, zählt eine Visite einer echten Königin am Set von «Game of Thrones». Als Königin Elizabeth II. am 24. Juni 2014 zusammen mit Prinz Philip in Belfast die Dreharbeiten besuchte, fiel ihr sichtlich skeptischer Blick auch auf einen Thron, den sie nicht gewohnt war: den Eisernen Thron, bestehend aus Aberhunderten Schwertern, Schwertscheiden und Schwertgehängen, um dessen Besitz die Romansaga kreist. «Den Besuch der Königin am Set in Belfast habe ich leider verpasst», erinnert sich Martin. «Aber sie war klug genug, sich nicht auf den Eisernen Thron zu setzen. Der Eisernen Thron hält Gericht über jeden, der auf ihm Platz nimmt... Aber sie hat ja zu Hause selber einen Thron, und zwar einen gepolsterten, viel bequemeren. Anders als beim Eisernen Thron riskiert sie auch nicht, seinetwegen den Kopf zu verlieren.»

Martins neue Lässigkeit

George R.R. Martin sieht aus, als könnte er selbst ohne längeren Aufenthalt in Maske und Garderobe bei «Game of Thrones» mitspielen: Vollbart, Prinz-Heinrich-Mütze, schwarze Jeans und schwarzes T-Shirt, Lederweste. Doch seine Kleidung reflektiert weniger seine Neigung zur Fantasy oder zum Steampunk als einen anderen Aspekt der Popkultur: Martin ist ein typischer *deadhead*, ein glühender Fan der Rockband Grateful Dead, die ihn sein halbes Leben lang begleitet hat. Jetzt mit knapp über siebzig wirkt Martin ausgerechnet so, wie er es die längste Zeit ziemlich vergeblich angestrebt hat: cool. Diese neue Lässigkeit hat viel damit zu tun, dass er den Produzenten von «Game of Thrones» freie Hand bei der Entwicklung eigener Handlungslinien für das Ende der Fernsehserie gab und sie vom Fortgang des Romanzyklus entkoppelte. «Lange Zeit kam ich mir vor wie jemand, der Gleise legen muss für einen Zug, den er bereits kommen hört. Der Zug war die Serie. Ich hörte sie heranrasen, ich hörte das Pfeifen der Lok, ich sah den Rauch aus dem Tal nebenan. Ich denke über Geschichten nach, seit ich mir als Zwölfjähriger Comic-Stories für Fanzines ausgedacht habe. Und wenn man sich über Geschichten den Kopf zerbricht, dann existieren sie für den Autor in seiner Vorstellung in nahezu platonischer Perfektion. Eine unglaubliche Geschichte: magisch, wunderschön und

wirklich vollkommen. Aber dann setzt man sich hin und versucht, sie aufzuschreiben, damit auch andere Menschen sie sehen können. Das ist fast wie ein Übersetzungsvorgang. Man versucht, einen Traum Gestalt annehmen zu lassen. Und in diesem Prozess geht immer etwas verloren, da spürt man seine Schwächen. Über kurz oder lang muss man die Geschichte loslassen, sonst poliert man ewig an ihr herum und überarbeitet sie immer mit der Idee, diese platonische Vollkommenheit zu erlangen, die keinem Menschen gelingen kann. Ich bin sicher, wenn Shakespeare heute lebte, würde er sagen: «Mensch, in meinen Stücken gibt's ein paar Stellen, da würde ich gern noch mal drübergehen. «Titus Andronicus» – da hab ich ein ganz schönes Kuddelmuddel angerichtet.»

«Heute ist das Mainstream»

Auch wenn der Druck, neuen Stoff für die Serie zu liefern, nun von George R.R. Martin genommen ist, und er «nur» noch die beiden Abschlussromane schreiben soll, geht es vielen Martin-Lesern nicht schnell genug. Das lange Warten seit dem 2011 erschienenen fünften Band, «A Dance with Dragons», hat zu Spekulationen über seinen Gesundheitszustand geführt und ob er in seinem Alter überhaupt noch in der Lage sei, den Zyklus zu beenden. Manche seiner Leser nahmen ihm sogar übel, dass er öffentlich auftrat und an anderen Büchern und Projekten schrieb als an «A Song of Ice and Fire». Gerade hat Martin seine Leser mit «Feuer und Blut» überrascht, einem Buch, das sich zu «A Song of Ice and Fire» wie Tolkiens «Das Silmarillion» zu «Der Herr der Ringe» verhält: Fantasielose Konsumenten meckerten, für echte Fans sei die Vorgeschichte zu der Saga des Drachenthrons, ein fiktionales Geschichtswerk über die Eroberung Westeros durch die Targaryens aus der Feder des Erzmaesters Gyldayn, ein Fest.

Aber die Nörgeleien gehen Martin sichtlich unter die Haut. «Ich glaube, vor zwanzig Jahren wären diese Reaktionen anders ausgefallen. Vieles davon hängt mit dem Internet zusammen. Ich werde jetzt immer mal wieder gefragt, ob ich überhaupt noch so lange leben würde, um die Romanserie abzuschliessen. Das finde ich schon ziemlich beleidigend. Jedenfalls beantworte ich diese Frage nicht mehr. Natürlich bin ich älter geworden, seit ich vor 25 Jahren mit den Westeros-Romanen begonnen habe. Ich schreibe nicht mehr so schnell wie früher. Es ist eine grosse Geschichte mit einem riesigen Figurenrepertoire, sehr komplex, angesiedelt in den Sieben Königreichen von Westeros, meiner Version von Mitteleuropa, wenn man so will. An manchen Tagen wache ich auf und denke mir: Mussten es denn wirklich die Sieben Königreiche von Westeros sein? Hätten nicht auch fünf genügt? Dann wäre alles ein bisschen einfacher. Aber ich



«Klug genug, sich nicht auf den Eisernen Thron zu setzen»: Elizabeth II. am Set von «Game of Thrones».

jongliere nun mal mit sehr vielen Kugeln, und manchmal mache ich einen Fehler, dann fällt mir eine Kugel auf den Kopf, und ich muss ein paar Schritte zurückgehen, die Handlung neu konzipieren und von vorn anfangen. So was braucht Zeit.»

Für die längste Zeit seiner Autorenkarriere bedeutete Geld für Martin Zeit zum Schreiben. Jetzt hat Martin Geld, viel Geld, also lässt er sich viel Zeit. Und denkt darüber nach, inwiefern sich seine Träume von der Zukunft, die er als kleines Kind hegte, in unserer Gegenwart verwirklicht haben. «Ich hatte immer ei-

«Ich wollte, dass es meine Figuren genauso schwer haben wie Politiker in der Wirklichkeit.»

ne Schwäche für das «verrückte Zeug», wie mein Vater Science-Fiction, Fantasy und Horror nannte. Diese Literatur entführte mich in Welten, die ich mir nie hätte erträumen können, sie riss mich aus der Arbeiterstadt Bayonne in New Jersey, wo ich aufwuchs, hinaus zum Mars mit John Carter, nach Mitteleuropa mit Frodo oder ins hyborische Zeitalter mit Conan dem Barbaren, ich durfte das All durchqueren und mit Piraten kämpfen. Diese Literatur schenkte mir tausend erfüllte Leben. Aber damals stand ich mit meinem Interesse dafür ziemlich allein. Das war eine Sache für die Freaks, die Nerds, die Aussenseiter, die komischen Typen. Heute ist das Mainstream – die Freaks haben gewonnen. Heute beherrschen wir die Welt!» Martin lacht so heftig, dass ein Beben seinen kugeligen Körper durchläuft. «Aber wenn ich an meine damaligen Visionen von der Zukunft denke... Ich erträumte mir eine Zukunft mit Abenteuern, Aliens, inter-

stellaren Reisen zu einer Vielzahl bevölkerter Planeten... Stattdessen bekam ich dieses blöde Internet und die sozialen Netzwerke mit ihrer Tendenz zu Häme und Niedertracht. Das ist nicht die Zukunft, von der ich träumte. Manchmal denke ich, man hat mir meine Zukunft gestohlen!»

«Schmutzige Pornografie»

Von Bayonne aus ist New York City zum Greifen nah – aber Martins Eltern besaßen kein Auto, ja noch nicht mal einen Führerschein. So blieb New York für ihn so gut wie unerreichbar. «Als kleiner Junge lag ich oft am Ufer des Kill Van Kull und starrte in den Nachthimmel. Orion war das erste Sternbild, das ich kannte. Ich betrachtete den blauen Rigel und den roten Beteigeuze und überlegte mir, ob da oben auch jemand war, der jetzt zu mir heruntersah. Man spricht im Zusammenhang mit Science-Fiction oft vom sogenannten *sense of wonder*. Für mich ist *sense of wonder* das Gefühl, das mich überkam, als ich im Gras am Kill Van Kull lag und über das Licht der fernen Sterne sinnierte. Ich fühlte mich gleichzeitig ganz gross und ganz klein, einerseits sehr traurig, aber auch seltsam berührt und ein bisschen erhaben. Gute Science-Fiction kann mir dieses Gefühl ebenfalls vermitteln.»

Für den routinierten Erzähler Martin ist die Frage, ob eine Geschichte nun eher der Science-Fiction oder der Fantasy zuzurechnen sei, reine Kulissenschieberei. «William Faulkner hat in seiner Nobelpreisrede gesagt, das Einzige, worüber es sich zu schreiben lohne, sei das menschliche Herz im Widerstreit mit sich selbst. Ich halte das für wahr. Das war immer mein Credo. Die grossen Geschichten handeln von Menschen, die Entscheidungen treffen über Leben und Tod, zwischen Gut und Böse,

und die dann mit den Konsequenzen leben müssen; von Menschen, die sich mit ihrer Sterblichkeit auseinandersetzen müssen und mit der Frage, wie man sein Leben führen soll. Ob diese Geschichten dann in einem Raumschiff oder auf einem Schloss spielen oder ob da ein Vampir dabei ist, ist völlig wurst, es kommt auf das menschliche Herz im Widerstreit mit sich selbst an. Alles andere ist eben Beiwerk und Kulisse. Manche dieser Kulissen machen mehr Spass als andere. Wenn ich zum Beispiel über Drachen schreibe, schreibe ich ja nicht wirklich über Drachen, es gibt keine Drachen. Ich benutze sie als Metapher, als Symbol.»

Nicht nur wegen seiner lebenslangen Auseinandersetzung mit den Folgen organisierter Religionsausübung ist George R. R. Martin immer wieder angeeckt und hat sich Ärger mit externen und internen Zensoren in Redaktionen, Lektoraten und Fernsehstudios eingehandelt. Anfangs erregten auch die Sexszenen in seinen Romanen und den Drehbüchern zu «Game of Thrones» Anstoss. «Das treibt mich manchmal zur Verzweiflung», so Martin. «Das ist die alte amerikanische Prüderie, möglicherweise ein Erbe der starken religiösen Tradition im amerikanischen Denken. Die Sexszenen in meinen Büchern ziehen viel mehr Kritik auf sich als die Gewaltdarstellungen. Wenn ich detailreich beschreibe, wie eine Axt in einen menschlichen Schädel eindringt, regt das niemand auf. Aber wenn ich ebenso detailreich beschreibe, wie ein Penis in eine Vagina eindringt, bekomme ich Briefe, in denen steht: «Ich werde Ihre Bücher nie wieder lesen, das ist schmutzige Pornografie, bis zu dieser Szene hat es mir gefallen, aber dann musste ich den Roman weglegen.» Meiner Ansicht nach zeigt das eine traurige Wahrheit über Amerika. Penisse, die in Vaginas eindringen, haben im Verlauf der Geschichte vielen Menschen grosses Vergnügen bereitet, Äxte, die in menschliche Schädel eindringen, haben dagegen selten irgendjemandem zum Vorteil gereicht.»

Ich kenne George R. R. Martin seit Anfang der achtziger Jahre. Sein deutscher Agent Werner Fuchs hatte uns auf einer Science-Fiction-Con miteinander bekannt gemacht. Damals war Martins Karriere gerade auf ihrem absoluten Tiefpunkt angelangt. «The Armageddon Rag» hiess der Auslöser des Desasters. Es gibt nicht wenige Martin-Leser, die diesen Roman um eine fiktive Rockband, den nach den Ringgeistern aus Tolkiens «Der Herr der Ringe» benannten Nazgûls, für seinen besten halten. Nur wollte ihn niemand kaufen. Dabei hatten Martin und sein Verlag gerade mit diesem umfangreichen und anspruchsvollen Buch darauf spekuliert, endlich den Massenmarkt zu erobern. Aber «The Armageddon Rag» wurde eine totale Pleite, und die Katerstimmung war danach so gross, dass Martins Agent mit dem Exposé für seinen nächsten Roman Verlag um Verlag abklapperte, ohne dass irgendein Lektor anbiss.

So kam es, dass der mit den renommiertesten Genre-Preisen wie dem Hugo, dem Nebula Award, dem World Fantasy Award und dem Edgar Allan Poe Award überhäufte George R. R. Martin Ende dreissig als Schriftsteller kommerziell gescheitert war. In den USA gibt es für solche Autoren einen Ort. Dieser Ort heisst Hollywood. Zehn Jahre arbeitete sich Martin dort in der Fernsehhierarchie nach oben, vom einfachen Autor für Serien wie «The Twilight Zone» zum Executive Producer von «Beauty and the Beast», und sanierte so seine zerrütteten Finanzen. Dann veröffentlichte er 1996 unter dem Titel «A Game of Thrones» den ersten Roman seines auf sieben Bände angelegten Zyklus «A Song of Ice and Fire». 22 Jahre später warten wir angefixten Leser immer noch auf die ausstehenden beiden Bände...

Faszination für religiöse Themen

Wer sich für Science-Fiction, Fantasy und Horror interessiert und diese literarisch ernst nimmt, ist Kummer gewohnt. Nicht nur im deutschsprachigen Literaturbetrieb herrscht eine schwererträgliche Bigotterie, die Bücher eben nicht nach ihrem Inhalt, sondern nach ihrem Titelbild beurteilt. Am bündigsten brachte diese unsäglichen Praktiken der Amerikaner Kurt Vonnegut einmal auf den Punkt, der sich in den sechziger Jahren weigerte, seine Bücher als Science-Fiction vermarkten zu lassen, solange Verlage und Kritiker dieses Genre als «ihr Pissbecken» benutzten. Ein halbes Jahrhundert später hat sich daran wenig geändert.

Auch wenn seine Romane die deutschsprachige Kritik bislang kaum erreicht haben, kommerziell hat es Martin mittlerweile längst geschafft. Das nimmt aus europäischer Perspektive bisweilen skurrile, aber immer liebenswerte Formen an. Aus dem Reihenhäuschen in Santa Fe, dessen Hypotheken ihm Anfang der achtziger Jahre über den Kopf zu wachsen drohten, sind inzwischen drei Häuser im Pueblo-Stil geworden. Allein sein Briefkasten in Form einer mittelalterlichen Burg ist grösser als manches Taubenhäuschen eines echten Schlosses in Deutschland. Und eines seiner Domizile enthält Martins Sammlung heissgeliebter Plastikfiguren in terrarienähnlichen Glaskästen, Dioramen mit Dinosauriern und dem Handlungspersonal von berühmten SF-Filmen und Fernsehserien der fünfziger Jahre wie etwa «Forbidden Planet» oder «Flash Gordon». Es ist nie zu spät, eine glückliche Kindheit zu ...

Apropos Terrarien. Martins beste und meistausgezeichnete Erzählung trägt den Titel «Sandkönige» und handelt von einem Sammler exotischer Lebensformen, der eines

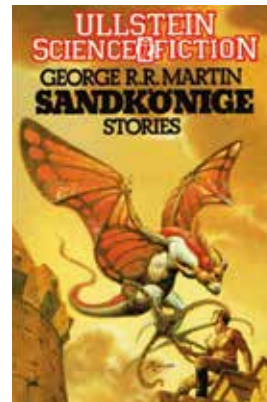
Tages in den Besitz der titelgebenden Wesen gelangt. Diesen dümmlinggrossen Aliens erscheint er wie ein alttestamentarischer Schöpfergott; bald errichten sie ausgedehnte Tempelanlagen, die sie mit dem Antlitz ihres ebenso strengen wie ungerechten Gottes verzieren, der sie hungern und zu seinem und seiner Gäste Vergnügen Kriege untereinander führen lässt. Martin erzählt gern, der Ideenkeim zu dieser Erzählung gehe auf einen Kommilitonen aus seinem Studium an der Northwestern University in Chicago zurück, der ein Aquarium mit Piranhas besessen habe, denen er zur Gaudi seiner Gäste auf Partys Goldfische verfütterte. Auch wenn Martin in seiner Collegezeit der römisch-katholischen Kirche den Rücken kehrte, hat ihn seine Faszination für religiöse Themen nie verlassen.

In der Erzählung «Der Weg von Kreuz und Drache» spekuliert George R. R. Martin über die Zukunft der katholischen Kirche in einem besiedelten Kosmos der Zukunft und lässt einen Damien Her Varis von den Rittern der Inquisition einem Pater begegnen, der freimütig bekennt, sich einen häretischen Glauben an Judas Ischariot ausgedacht zu haben: «Ihr Lügner erfindet also einen Glauben», empört sich der Inquisitor, worauf der Pater lächelnd antwortet: «Alle möglichen Glauben. Nicht

nur religiöse. Stellen Sie sich das mal vor. Wir wissen, was für ein grausames Instrument die Wahrheit ist. Wir ziehen die Schönheit der Wahrheit tausendmal vor. Wir erfinden Schönheit, Glaubensrichtungen, politische Bewegungen, hohe Ideale, den Glauben an Liebe und Kameradschaft. Das sind alles Lügen. Wir erzählen diese und andere Lügen, zahllose andere. Wir verschönern die Geschichte, den Mythos, die Religion, wir machen alles schöner, besser und leichter zu glauben.

Unsere Lügen sind nicht vollkommen, natürlich nicht. Die Wahrheiten sind zu gross. Aber vielleicht stossen wir eines Tages auf die eine grosse Lüge, für die die ganze Menschheit Verwendung hat. Bis dahin müssen wir uns eben mit tausend kleinen Lügen begnügen.»

Gut möglich, dass diese Sätze das poetische Credo von George R. R. Martin enthalten.



Martins meistausgezeichnete Erzählung «Sandkönige».

Denis Scheck ist einer der bekanntesten deutschen Literaturkritiker. Er moderiert die ARD-Sendung «Druckfrisch».

Mord im Affekt

Niko Stoifbergs «Dort» ist der herausragende Roman des Schweizer Bücherfrühlings. Der Autor behauptet, die ganze Handlung geträumt zu haben. Ist das möglich? Von Rico Bandle



«Es hat sich mir aufgedrängt»: Schriftsteller Stoifberg.

Es ist eine Tragödie von ödipusschem Ausmass. Ein junger Mann verliebt sich in eine Fremde, die er auf der Strasse erblickt. Er läuft ihr hinterher, bis sie mit dem behinderten Kind, das sie begleitet, am See stehen bleibt. Als ihr Telefon klingelt und sie sich kurz vom Kind abwendet, durchfährt ihn ein Geistesblitz: Er packt den kleinen Buben, schmeisst ihn in den See, springt ihm nach, um dann als heroischer Retter mit der Frau in Kontakt zu kommen.

Der Plan geht auf. Bloss: Das Kind stirbt dabei. Und weil dies des Unglücks nicht genug ist, erfährt Sebi Zünd, so heisst dieser Mann, dass er seinen Halbbruder getötet hat, dessen Existenz ihm unbekannt war.

Ödipus, der in der griechischen Sage versehentlich seinen Vater tötet und die Mutter ehelicht, sticht sich als Selbststrafe seine Augen aus, als ihm seine ungeheuerliche Tat bewusst wird. Auch Sebi will der Schuld mit einer Selbststrafe beikommen. Die Mutter des toten Kindes führt ein Luxushotel in den Bergen, das Personal besteht aus lauter Behinderten, die dermassen verunstaltet sind, dass sie dem Blickfeld der Gäste stets verborgen bleiben. Sebi fühlt sich verpflichtet, für das Hotel zu arbeiten, und bleibt im gruseligen Personalhaus gefangen, wie in einer Geisterbahn

ohne Ausfahrt, obschon er es theoretisch jederzeit verlassen könnte.

Es ist eine rasante Geschichte um Schuld und Sühne, um Angst und Moral, die der Innerschweizer Autor Niko Stoifberg in seinem Debütroman erzählt. Seine Sprache ist schnörkellos direkt, sein rhythmisches Stakato entfaltet einen Sog wie ein Film von David Lynch. Da ist keinerlei Distanz zum Geschehen, als Leser ist man mittendrin im Geschehen, in der Gefühlswelt des Ich-Erzählers. «Ich bin jetzt für diese Lydia Fischlin, die ich gar nicht kenne, die mir völlig fremd ist, auf einmal der nächste Mensch auf Erden. Ich für sie und sie für mich. Ihr Freund, hat sie gesagt, ihr Freund.»

Dunkles Geheimnis

Sebi verschweigt seiner Geliebten, dass er das Kind in den See gestossen hat – und kann die Wahrheit doch nicht für sich behalten. Zu sehr ist er gequält von der Frage, «ob man fürs eigene Glück jemand ins Unglück stürzen darf», wie er es ausdrückt. Natürlich kann die Antwort nur «Nein» heissen, aber es ist nun mal geschehen. Stoifberg bringt Sebi in eine moralische Extremsituation, aus der es eigentlich keinen Ausweg gibt, und bedient sich dabei Bildern, die in ihrer Intensität nicht nur wir-

ken wie aus einem Albtraum, sondern – so der Autor – tatsächlich einem entstammen.

Stoifberg sagt, er habe diese Geschichte vor zwanzig Jahren geträumt und sofort notiert. Dass Traumotive Einzug in die Literatur halten, hat eine lange Tradition. Auch bildende Künstler werden zuweilen von (Alb-)Träumen geleitet, man denke nur an die Bilder eines Hieronymus Bosch oder eines H.R. Giger. Aber kann ein ganzer, über 300-seitiger Roman einem Traum entstammen? Stoifberg beteuert, dass dem tatsächlich so ist. «Im Traum werden die Sachen plötzlich sehr klar», sagt er. Allerdings nur für kurze Zeit: «Der Traum ist wie eine beschlagene Scheibe, er verflüchtigt sich schnell.» Sowohl bei der ungeheuerlichen Tat Sebis als auch beim Labyrinth der Missgestalten, in das der Protagonist in der Folge

Er ist gequält von der Frage, «ob man fürs eigene Glück jemand ins Unglück stürzen darf».

gerät, kann man sich den Traum gut vorstellen. Aber beides zusammen? «Ich habe wirklich alles in derselben Nacht geträumt, dann die Elemente zusammengefügt und zu einem Roman ausgeschmückt.» Drei Jahre lang hat er an dem Buch gearbeitet.

Am Ende erhält die Geschichte eine überraschende Wendung. Sebi kann sich aus seiner inneren Gefangenschaft befreien, indem er herausfindet, dass er in dem Hotel nicht der einzige ist, der ein dunkles Geheimnis mit sich trägt. Auch andere haben Schuld auf sich geladen. Der Autor stellt ein Gleichgewicht des Schreckens her, das einer Erlösung gleichkommt. Eine raffinierte Konstruktion, die allerdings kaum einem Traum entsprechen kann: Im Traum gibt es nie einen Ausweg, man wacht auf, bevor es zum Äussersten kommt. «Stimmt», sagt der Autor, «den Schluss habe ich mir selber ausgedacht.»

Wenn man zwanzig Jahre lang einen Traum mit sich trägt, sich dermassen intensiv mit ihm auseinandersetzt, was sind die Erkenntnisse daraus? Stoifberg antwortet eher allgemein. «Ich erkenne darin vor allem die Themen, die mich beschäftigen: die Frage der Schuld, die Ungerechtigkeit, dass Leute unter verschiedenen Voraussetzungen geboren werden, dass Leute, die nicht der Norm entsprechen, weggesperrt oder abgetrieben werden.» Er beginnt zu erzählen, über den Trend in Asien, dass junge Frauen ihr Gesicht auf dem Handy für Selfies per Knopfdruck verschönern und dann mit diesem Bild zu Schönheitschirurgen gehen. Ihr virtuelles Selfie-Gesicht soll real werden. «Die Physiognomik nach Lavater wird plötzlich wieder aktuell. Durch die Abtreibung von behinderten Kindern auch die Euthanasie», sagt er. Und er spricht jene von Philosoph Peter Singer ausgelöste Diskussion an, wonach eine Mutter

konsequenterweise das Recht haben sollte, ihren frischgeborenen Säugling zu töten, wenn die Abtreibung und das Töten intelligenter Tiere erlaubt sind. «Das klingt schrecklich, aber absurd ist es nicht. Wir sind sehr scheinheilig bei solchen Themen.»

Niko Stoifberg ist ein Pseudonym, ein Anagramm seines bürgerlichen Namens Koni Gebistorf. Allerdings, so sagt er, auch Freunde würden ihn mittlerweile Niko nennen. Er ist ein eher ruhiger Charakter, ein Grübler, ein sympathischer Nerd. Im Gespräch schweift sein Blick oft irgendwo ins Leere ab, währenddem er bedacht, aber auch mit Witz von sich und seinen Ideen erzählt. Hauptberuflich arbeitet er bei Getabstract, einer von Bestsellerautor Rolf Dobelli gegründeten Firma, die Bücher zusammenfasst, vorwiegend Sachbücher. Sechzig Mitarbeiter zählt das Unternehmen mittlerweile, Stoifberg leitet die englischsprachige Abteilung. Hunderte von Sachbüchern hat er schon durchgesehen.

Eine Art innere Hygiene

Besonders angetan ist er von solchen über Zeitmanagement und Lebensoptimierung. Er gehört zu den Menschen, die den Konsum möglichst einschränken, minimalistisch leben und pingelig auf Ordnung achten. Auch seine Figuren im Roman hat er entsprechend charakterisiert: Wohlstandsmenschen, die sich durch Reduktion dem Überfluss entgegenstellen, eine Art innere Hygiene anstreben. «Das Problem ist», sagt er, «die unendlich vielen Ratschläge zur Vereinfachung des Lebens ergeben in der Summe wieder ein Chaos.» Das Leben kommt der guten Absicht meist in die Quere.

Hätte er ein Problem damit, wenn jemand sein Buch im Stil von Getabstract zusammenfassen und weiterverkaufen würde? «Nein, überhaupt nicht. Natürlich würde ich hoffen, dass die Leute das Buch trotzdem noch lesen, aber ich würde mich geehrt fühlen.»

Jährlich erscheinen rund 100 000 neue Bücher allein im deutschsprachigen Raum. Bei Stoifberg zu Hause gilt die Regel: Ein neues Buch kommt nur dann aufs Gestell, wenn dafür ein anderes weggeschmissen wird. Wollte man böse sein, könnte man ihm vorwerfen, mit seinem Buch selber zum Überfluss beizutragen. «Ich weiss, die Welt braucht mein Buch nicht», sagt er. «Es hat sich mir aufgedrängt, sonst hätte ich es nicht geschrieben.» Für dieses Werk braucht sich Stoifberg allerdings definitiv nicht zu rechtfertigen. «Dort» ist etwas vom Überraschendsten, was die Schweizer Literatur in letzter Zeit hervorgebracht hat.



Niko Stoifberg: *Dort*. Nagel & Kimche. 280 S., Fr. 35.90

Schweizer Klassiker

Wie ein Löwe

In seiner Streitschrift «Anstaltsleben» (1924) plädierte Skandalautor Carl Albert Loosli für die Abschaffung traditioneller Kinderheime. *Von Christoph Mörgeli*



Hölle der «Erziehung»: Literat Loosli.

Drei Jahre lang suchte der Berner Carl Albert Loosli einen Verlag für seine 162-seitigen «Betrachtungen und Gedanken eines ehemaligen Anstaltszöglings». Die Fremdplatzierung von Kindern ohne Elternhaus in «Rettenanstalten» hielt die bürgerlich-christliche Gesellschaft damals für das gebotene Mittel, um Kinder am Rand der Gesellschaft auf den rechten Weg zu führen. Geschult an Emile Zola, erhob Loosli – aus der Erfahrung seiner eigenen trostlosen Heimkarriere – mit erschreckendem Realismus und eindringlicher Drastik Anklage gegen die damals üblichen Zwangsmethoden der Jugenderziehung. Physische und psychische Gewalt war oft verbunden mit dem Zuchtmittel eines engherzigen Glaubenseifers. Drill, Willkür, Strafrituale und sexuelle Übergriffe der allmächtigen Anstaltsleiter schienen eher Regel als Ausnahme.

Carl Albert Loosli lässt in «Anstaltsleben» ein verwaistes Kind durch die Gemeindebehörde in ein Kinderheim einweisen. Hier durchlebt es die Hölle einer «Erziehung», die vor allem schlechte Eigenschaften wie Feigheit, Duckmäuserei und Denunziantentum fördert. Die raffiniert abgestuften Strafmassnahmen reichen von Nahrungsentzug, Dunkelhaft und Fesselung bis zu den Prügelstrafen mit dem geflochtenen Ochsenziemer. Später

hat Loosli das in der Schweiz übliche Heimwesen sogar mit den Konzentrationslagern der Nazis verglichen. Die allmächtige, ja gottähnliche Stellung des Anstaltsdirektors beschreibt er mit dem Ereignis eines schrecklichen Unfalls: Ein Jugendlicher schneidet sich bei der Schwerstarbeit des Mähens einen Fuss ab, fleht aber aus Angst vor Strafe die Umstehenden an, es unter keinen Umständen dem «Vater» zu berichten. Looslis Fazit: Die traditionellen Rettungsanstalten sind rettungslos unreformierbar. Eine Platzierung in Familien oder Kleinstheimen mit bis zu vier Personen, ja sogar «ein einigermaßen vernünftig ausgebautes Verdingwesen» sei die bessere Lösung.

Anwaltschaftlich bis beissend satirisch

Die von Loosli derart angegriffene bürgerliche Gesellschaft reagierte pikiert. Er verarbeitete historische Erlebnisse, die bereits 35 Jahre zurücklagen, meinte die NZZ. Und der Kritiker verlange Übermenschliches von den Anstaltsleitern, wenn sie gediegene Erzieher, erprobte Schulmänner, erfahrene Landwirte und kenntnisreiche Verwalter sein müssten. Was Heime und Familienplatzierung betreffe, so sei das Nebeneinander sinnvoller als das Entweder-oder. Immerhin wurde Loosli als Sozialkritiker durchaus ernst genommen. Zumal er mit einer Replik («Ich schweige nicht!») und einer Duplik («Erziehen, nicht erwürgen!») nachdoppelte.

Als überragende Gestalt der Schweizer Literatur wird der Mitbegründer des Schweizerischen Schriftstellerverbands erst in neuerer Zeit gewürdigt. Unehelich geboren und früh verwaist, bildete sich Carl Albert Loosli vor allem in Paris autodidaktisch aus. Als Kunsthistoriker berichtete er wegweisend über Ferdinand Hodler, als Dialektforscher über Aussenseiter in seiner Heimat, dem Unteremmental. Wortmächtig, oft anwaltschaftlich bis beissend satirisch kämpfte er gegen Unrecht, Antisemitismus und Nationalsozialismus. Wie ein Löwe stellte er sich vor die Randständigen und Zukurzgekommenen. Als Journalist prangerte Loosli die Klientelwirtschaft und die Selbstzufriedenheit eines satten Bürgertums an. Und wenn er über den helvetischen Filz herzieht, wirkt er heute noch aktueller als im Furor eines vorsozialstaatlichen Anklägers.

Carl Albert Loosli: *Anstaltsleben*. Rotpunktverlag, 2006. 552 S., Fr. 58.–

Vaters Cliffhanger-Leben

Krisenhaft, spektakulär, grausam: Die in der DDR geborene Schriftstellerin Barbara Honigmann zeichnet in «Georg» ihre familiäre Unrast nach. Von Pia Reinacher



Rasant: Autorin Honigmann.

Er war getrieben, unstet, bindungsunfähig und sowohl im politischen als auch im privaten Leben ein träumender Illusionist – also in jedem Punkt das Gegenteil eines verlässlichen Vaters. Kein Wunder, dass die heute in Strassburg lebende Schriftstellerin Barbara Honigmann sich immer wieder mit dem dominanten Schatten ihrer Kindheit auseinandersetzt. In ihrer eben erschienenen Biografie «Georg» wendet sie sich erneut der familiären Vergangenheit zu. Die Frage, warum sie die geworden ist, die sie ist, trieb die 1949 in Ostberlin geborene Dramaturgin, Regisseurin und Schriftstellerin schon seit ihren literarischen Anfängen um. Als Schriftstellerin vielversprechend gestartet war sie mit dem Erstling «Roman von einem Kinde» (1986), in dem sie in Form von Selbstgesprächen und Briefen die Stationen des eigenen Lebens erkundet. Fast über Nacht wurde sie dafür mit Auszeichnungen überhäuft – Marcel Reich-Ranicki bezeichnete sie als sonderbares, aus dem Rahmen fallendes Talent mit einer starken poetischen Begabung.

Fünf Jahre später befasst sie sich zum ersten Mal mit dem Vater Georg Honigmann. In «Eine Liebe aus nichts» (1991) untersucht sie die eigene Selbstentfremdung, deren Ursachen sie in den Umständen ihrer Kindheit und dem schwierigen Vater ortet. Mit dem Vaterbuch «Georg» zielt sie jetzt mitten ins Zentrum der eigenen

Identität. Es erzählt von der Kälte zwischen Vater und Tochter, vom ambivalenten Verhältnis zu den chaotischen Eltern und von der unüberwindbaren Sprachlosigkeit, die ihr Verhältnis charakterisierte. Gegen Ende seines Lebens lag die Tochter mit dem Vater im unversöhnlichen ideologischen Streit – dass er den «stumpfen Kern des Kommunismus» nicht wahrhaben wollte, konnte sie ihm nicht verzeihen. Als er starb, war sie längst nach Frankreich ausgewandert. Sie wollte die familiäre Unrast hinter sich lassen, aus den politisch engen, starren Verhältnissen der DDR ausbrechen und mit der Teilhabe an der grossen Jüdischen Gemeinde in Strassburg eine eigene Identität entwickeln.

Dass Barbara Honigmanns Leben durch krisenhafte, spektakuläre und grausame Faktoren bestimmt wurde, hat sowohl mit dem Zweiten Weltkrieg, dem Nationalsozialismus, der jüdischen Geschichte, aber auch mit dem unheilvollen Charakter des Vaters zu tun. Sie wurde als Kind deutsch-jüdischer Emigranten geboren. Ihre Eltern hatten die Zeit des Nationalsozialismus im britischen Exil überlebt und waren 1947 nach Berlin zurückgekommen. Der Vater, ein zum Kommunismus konvertierter Jude aus ursprünglich grossbürgerlichen Verhältnissen, hatte sich aus ideologischer Überzeugung zur Remigration in die sowjetische Besatzungszone entschlossen. Er wollte sich nach dem Krieg

am politisch-kulturellen Aufbau der DDR beteiligen. Als Chefredaktor der *Berliner Zeitung*, als DEFA-Autor und als Leiter des Kabarettts Distel spielte er auch tatsächlich eine Rolle in Ostdeutschland – die Kommunisten fanden ihn allerdings zu jüdisch, zu bourgeois, zu extravagant.

Indoktriniert hatte ihn seine damalige Frau, die aus Wien stammende Alice Kohlmann, bekannt unter dem Namen Litzzi Friedmann, die zuvor mit dem Doppelagenten Kim Philby verheiratet gewesen war, der in England spionierte hatte und später in die Sowjetunion geflüchtet war. Die Mutter, eine geheimnisvolle Person, die selbst immer in der Grauzone der Wahrheit agierte, riet der Tochter, dass sie, wenn sie lüge, immer ganz nahe der Wahrheit lügen solle. Nicht weniger verwirrend, wenn auch aus der gegensätzlichen Perspektive des eigenen gescheiterten Lebens, sind die «Lehrsätze», die der Vater dem Kind vermittelte: «Richte, liebes Kind, Dein Leben heute so ein, dass Du nicht später sagen wirst, oh, hätte ich doch damals – wie es sich Dein armer Vater immer wieder sagt.»

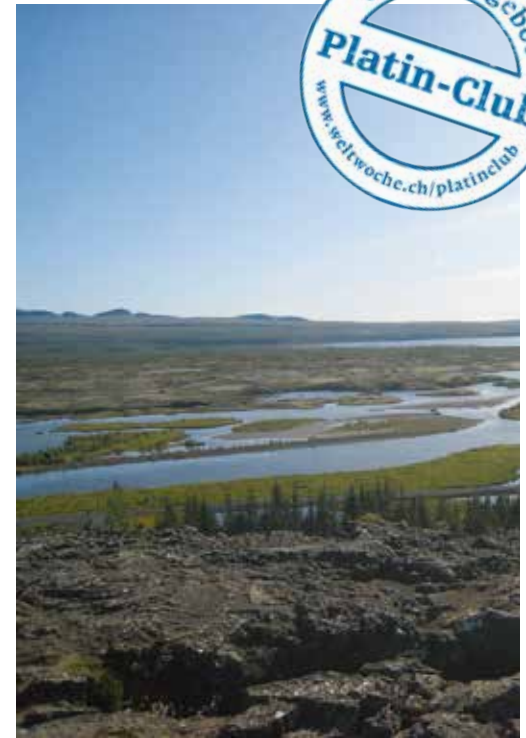
Versöhnung mit dem Inakzeptablen

Arm war der Vater inzwischen geworden: ein gescheiterter Hochbegabter, ein impulsgesteuerter, beeinflussbarer, ambivalenter Realitätsverweigerer. Vier Mal hatte er geheiratet. Die Frauen waren immer dreissig, er wurde älter, die Frauen blieben dreissig. Sie hiessen Rutz, Litzzi (Barbara Honigmanns Mutter), Gisela (May, die DDR-Sängerin und -Schauspielerin) und Liselotte. Rastlos, beinahe identitätslos, ein Fantast mit Hang zu teuren Autos, humanistischer Bildung als Distinktionsmerkmal und narzisstischer Pseudo-Virilität, schleuderte er von einer Affäre in die nächste. Sein amouröses Leben erwies sich als einziger «Cliffhanger», eine pausenlose Folge von Episoden mit offenem Ausgang und sicherer Fortsetzung.

Barbara Honigmanns rasant geschriebenes Buch setzt ein, als der inzwischen depressiv und misanthropisch gewordene Vater auf dem Boden der Realität gelandet war. Kurz nach seinem 60. Geburtstag musste er in ein möbliertes Zimmer mit Bad im Berliner Stadtteil Hirschgarten ziehen. Als die erst vierzehnjährige Tochter ihn besucht, sitzt er zusammengesunken auf dem Bett, grau im Gesicht, schweigend. Die Tochter steht vor einem Gescheiterten. Sie zahlte im Schatten des elterlichen Lebensdesasters ihren Preis. Mit «Georg» versöhnt sich Barbara Honigmann mit dem Inakzeptablen in ihrer Biografie und verklebt die zerstückelte Kindheit zu einem neuen Bild.



Barbara Honigmann: Georg. Hanser. 160 S., Fr. 27.90



"Island"©mm

VIP-Reise «Island» Spektakel aus Feuer und Eis

Speiende Geysire, mächtige Gletscher, tosende Wasserfälle und schwarze Strände: Auf Island sind die Naturgewalten zum Greifen nah. Wollten Sie schon immer die Insel der faszinierenden Kontraste kennenlernen? Dann kommen Sie mit auf diese einmalige Exkursion.

Auf unserer neuntägigen Rundreise verbinden wir das pure Naturerlebnis mit dem Komfort hervorragender Hotels und den Genüssen der landestypischen Küche. Willkommen auf Island, dem zweitgrössten Inselstaat Europas und der grössten Vulkaninsel der Welt!

1. Tag:

- Flug Zürich–Keflavík
- Übernachtung im Tower des «Fosshotels» in Reykjavík

2. Tag:

- Strickfabrik und Torfhäuser im Skagafjord
- Fahrt nach Siglufjörður

3. Tag:

- Heringsmuseum in Siglufjörður
- Akureyri und Naturparadies Myvatn-See

4. Tag:

- Höchstgelegene Farm Mödrudalur
- Jökulsárgljúfur-Nationalpark und Dettifoss-Wasserfall
- Fahrt nach Egilsstaðir

5. Tag:

- Passfahrt an die Ostfjorde
- Bootstour zur Insel Papey
- Fahrt nach Höfn

6. Tag:

- Grösster Gletscher Europas im Vatnajökull-Nationalpark
- Bootsausflug zwischen den Eisbergen
- Schwarze Strände bei Vik
- Fahrt zum Hotel bei Skógar

7. Tag:

- Geysir in Haukadalur
- Goldener Wasserfall Gullfoss
- Thingvellir-Nationalpark

8. Tag:

- Ein Tag zur freien Verfügung oder
- Sightseeing in Reykjavík und Walbeobachtung
- Farewell-Dinner in Reykjavik

9. Tag:

- Rückreise nach Zürich

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Reise «Island» 7. bis 15. Juli 2019

Reiseleistungen:

- Flug Zürich–Keflavík–Zürich (inkl. Gebühren)
- Transfers und Fahrten im Reisebus
- 3 Übernachtungen mit Frühstück in Reykjavík
- Je 1 Übernachtung mit Frühstück in Siglufjörður, am Myvatn-See, bei Egilsstaðir und in Höfn
- 1 Übernachtung bei Skogar
- 7 Abendessen
- Ausflüge und Besichtigungen gem. Programm
- 2 Museumseintritte
- Bootsfahrt Gletscherlagune
- Aussichtsplattform Perlan
- Reiseleitung durch Marianne Wittwer

Preis:

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 4500.– p.P. im DZ
Für Nichtabonnenten: Fr. 4800.– p.P. im DZ
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 1150.–
Ausflug «Reykjavik-Sightseeing und Walbeobachtungstour»: Fr. 100.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA
6600 Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club



Operieren auf anspruchsvollem Terrain.

Leben heute

Kunst der Menschenkenntnis

Misstrauen und Argwohn haben sich in der Evolution bis heute hartnäckig gehalten. Wie schätze ich jemanden richtig ein, wie vermeide ich Enttäuschungen? Ich habe in Texten aus den letzten 2500 Jahren nach Antworten gesucht. *Von Georg Brunold*

Wie steht es um Ihre Metakognition und die Ihrer Frau?», fragte mich bei einem Cocktail einmal beiläufig ein Eheberater. Ich war schon etwas über fünfzig, in jenem «Alter der ersten Reife», wie der Vater eines Freundes zu sagen liebte. Zu dieser Zeit erst begann ich mich ernsthaft mit dem zu befassen, was der Eheberater mit seiner gehobenen, ungemein professionell anmutenden Vokabel in die Runde warf: nämlich ob, wann und wie wir über unsere Wahrnehmung und unsere Denkweisen im Alltag, über unsere Verhaltensweisen, Reaktionsmuster und unsere Gefühle nachzudenken und uns dazu auf Distanz zu begeben imstande sind.

Aus meinen Erlebnissen als junger, wie man sagt, Erwachsener waren mir zwei Lehren geblieben. Die erste lautet, dass es in Sachen Menschenkenntnis sehr oft eines Stolpersteins bedarf, um uns einen unserer vielen kleinen Lernschritte aufzunötigen. Gegen eine Täuschung, falls deren Aufklärung erwünscht oder wenigstens zugelassen ist, handeln wir uns eine Ent-Täuschung ein. Bei angenehmen Überraschungen ist der Lerneffekt leider meist weit geringer. Es muss damit zu tun haben, dass Misstrauen und Argwohn sich in der Evolution bis heute hartnäckig gehalten haben. Die zweite Lehre: Zwar kann es nicht sein, dass die Kunst der Menschenkenntnis in ihrer so vielfältigen

Praxis tagtäglich lauter Einsätze einer seltenen Meisterschaft verlangt. Unser Zusammenleben müsste sich allzu schwierig und aufreibend gestalten. Aber einige ihrer Talente müssen dennoch, wenn nicht allenthalben dünn gesät, so jedenfalls ungleich verteilt sein.

Wir operieren also auf anspruchsvollem Terrain. Die sozialen Medien mit ihrer Kultur unausgesetzter Selbstdarstellung haben es nicht einfacher gemacht. Auf uns – Akteure und zugleich Interpreten – stürzen Kaskaden von Ansprüchen herein, und darin droht der minimale Anteil unterzugehen, bei dem wir es mit bewussten Absichten zu tun haben. Kommt dazu, dass wir in solchen virtuellen Foren nicht einfach nur einander beobachten, sondern einander mehr und mehr beim Einanderbeobachten zu beobachten haben. Nein, ein Buch über Menschenkenntnis könnte keine leichte Sache werden, auch wenn meine Verleger mir Jahrzehnte Zeit gelassen hatten, bis einer von mir eines haben wollte. Jetzt aber, da es so weit war?

Weder Personalchef noch Kriminalinspektor wollen wir werden, wenn wir einmal gross sind. Wir lassen Sherlock Holmes die Kunst, aus zwei gelösten Haarsträhnen und drei Krümeln roter Erde am Sohlenrand die Kinderstube und Karriere jener Frau zu deduzieren, die ihn am Morgen an der Baker Street 221b aufgesucht hat.

Uns interessiert bloss, was Menschen bewegt, was sie antreibt oder bremst, was sie steuert und wie sie dabei mitwirken. Ich hatte also einen Werkzeugkasten zu bestücken oder eine Taschenapotheke, und dies nicht für den Aufbruch in den Ruhestand oder die Verbannung auf die einsame Insel, sondern für eine Rundreise mitten unter Zeitgenossen.

Geist der Psychologie

Die Kunst der Menschenkenntnis ist viel älter als diese ihre Bezeichnung. Im antiken Theater – das war damals, was für uns heute die Medien sind – ging es den Dichtern um Empfänglichkeiten und Empfindlichkeiten des Publikums. Dito für die Redner-Crème unter den Politikern. Ihre Söhne gaben sie den Lehrer-Philosophen in Obhut. Dramaturgie, Rhetorik und die Pädagogik der Letzteren, die sie Ethik hiessen, waren die Disziplinen der Wissenschaft vom Menschen, den sie generisch behandelten, im Kollektiv. Ebenso ihre Geschichtsbücher und Reiseberichte, ergänzt durch Herrscherbiografien mit ihren Kandidaten für die Münzprägung.

Das neulateinische Gelehrtenwort *psychologia* geisterte erst ab der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts im humanistischen Schrifttum herum. Zur Zeit Luthers und der Refor-

mation trat das Individuum auf die Bühne der zwischenmenschlichen Komplikationen, bevor es im 17. und 18. Jahrhundert zum Gegenstand einer neuen Wissenschaft und Kunst aufrückte, die den Namen «Menschenkenntnis» erhielt. Marin Cureau de la Chambre, Leibarzt und Conférencier von Ludwig XIV., hatte, da 44 Jahre älter als sein eminenterer Patient, Zeit zum Studium Gesunder. So ging 1669 von ihm «L'art de connoistre les hommes» in Druck. In deutscher Sprache folgte 1692 Christian Thomasius mit seiner «Wissenschaft, anderer Menschen Gemüther erkennen zu lernen», und von da ist es ein kurzer Weg zu Knigge.

Ein Blick in dessen unerschöpfliches Werk «Über den Umgang mit Menschen» macht sogleich Schluss mit der abwegigen Mär, es handle von den Bagatellen einer Benimmfibel. Dieses Buch allein reicht zum Beweis der Unentbehrlichkeit von Klassikern, aus deren Sachbüchern wir den O-Ton wollen. Ebenso wenig mögen wir das nacherzählt bekommen wie Homer, die «Göttliche Komödie» oder «Romeo und Julia». Unsere Gegenwart ist unsere Herkunft und nichts als fortwirkende Vergangenheit. Ohne Tauchgänge in diese bleibt jene ein Buch mit sieben Siegeln.

Zwischen Gut und Böse

Immerhin ein Viertel meiner Sammlung sind Texte aus unserem noch jungen Jahrhundert. Auch die Konsultation diverser psychologischer Katechismen aus dem letzten kann ein solches Projekt keinem ersparen. Keine Angst, Sie bleiben verschont von den Rezepturen und Mogelpackungsbeilagen der Kader- und Führungskräfte-seminare. Nicht der Stoff, der dort gepaukt wird, ist zum Lachen und zum Weinen, sondern die hochamtliche Heilsgewissheit, mit der zu viele Coachs den Stein der Weisen in der Mappe tragen und ihrer Kundschaft auszuhändigen versprechen. So viele Rezepte es im Überfließen gibt, so viele Rezepte sind selbst Überfließungsversuche, und leichte Fortschritte verspricht nur die Schulung in der ohnedies weitverbreiteten Kunst des Selbstbetrugs und der Selbstüberlistung. Die Stimmung in meiner Textauswahl machen nicht Fachbuchstoff und theoretische Abhandlungen, sondern Exkursionen in die Kulturgeschichte von Menschenbildern, deren elementare Macht Epochen bildet, über diese hinaus wirkt, sie verbindet und Epochenschritte erhellt.

Unlängst habe ich in der Hamburger Illustrierten *Stern* gelesen, mit meinem Handbuch liessen sich den eben auf der Erde eingetroffenen Ausserirdischen die Eingeborenen erklären. Damit könnte ich zufrieden sein. Doch dazu muss ich sagen, dass sich mein Fundus mit europäischer Kulturgeschichte begnügen muss. Auf deren Boden sind auch die Menschen unterwegs, die das Thema dieses Buches sind. Die wenigen Grussadressen einiger Besucher aus anderen Kulturräumen unterstreichen dies

und halten fest, dass wir nicht alleine auf dem Planeten zugange sind. Aber weder sibirische Schamanen noch Voodoo-Priester aus Haiti werden zu Rate gezogen, und kürzere Ausflüge in die Ethnologie führen nicht nach Übersee.

Vielleicht ist hier noch ein kleiner Disclaimer angebracht? Angezeigt durch keinen Ausserirdischen, sondern meinen Sohn Christian. Er war fünf, als er fragte: «Mama, diese Bücher, die Papa schreibt – ist das alles über ihn?» – «Frag ihn», sagte sie lachend, «er ist es, der sie macht.» Gegen so viel Freiheit ist kein Kraut gewachsen. Das Interesse in einem Handbuch der Menschenkenntnis kann sich darum keineswegs darauf beschränken, wie Menschen beschaffen, zubereitet und ausgestattet sind. Oder bloss auf die immer wieder einmal traurige Wirklichkeit ihres Verhaltens. Es geht auch darum, wie sie sein und was sie tun und lassen könnten, sollten, müssten und was wir rechtens von ihnen erwarten dürfen. An Anstrengungen wie an Unterlassungen. Den mehr und minder glücklichen oder missratenen Resultaten ihrer Selbstverwirklichung stehen ihr Potenzial, ihre Wünsche, ihre Träume gegenüber, individuell und kollektiv. Auch dem Guten in unserem Menschendasein ist das Bessere nicht nur der sprichwörtliche Feind, sondern als Wegweiser, Leitplanke und Ziel nicht minder Teil unserer Wirklichkeit als der Ausgangspunkt und der Weg.

Als Herausgeber möchte ich mich als Menschenfreund sehen und als Optimisten, eingedenk der Regel, dass das Beste nur hoffen darf, wer auch das Schlimmste zu befürchten versteht. Welch hohe oder betrübliche Meinung wir vom Menschen haben sollen und dürfen, bleibt einstweilen unentschieden, und dies schon darum, weil es *den* Menschen nicht gibt. Gut und Böse lernen wir mit Individuen kennen, und in unterschiedlichen Mischverhältnissen haben fast alle von beidem in sich – was bei unterschiedlichen Gelegenheiten in unterschiedlicher Weise nach aussen tritt. Würde mir neben dieser elementarsten aller Zweiteilungen unserer Artgenossen eine weitere ebenso lapidare abverlangt, fielen meine Wahl auf jene zwischen Menschen, die bei jeder Unklarheit die Gläser lieber halb leer sehen, und Menschen, die es vorziehen, sie halb voll zu sehen. Aber unter Menschen, nahe und fern, dürfen wir uns immer an die Mehrzahl und die Vielfalt halten, und Montesquieus tröstliches Fazit wollen wir nicht bloss auf die transatlantische Schifffahrt in der Folge des Kolumbus anwenden, sondern auf das menschliche Erkenntnisstreben überhaupt: «Über die neuen Entdeckungen sagte ich: «Für Menschen sind wir ziemlich weit gekommen.»»



Georg Brunold: Handbuch der Menschenkenntnis. Mutmassungen aus 2500 Jahren. Galiani. 416 S., Fr. 56.90

Sprache

Seid stark

Beugen Sie die ganze Präsidentenschar.

Von Max Wey

Es gibt schwache Präsidenten, die sich vor schnell einem Druck beugen, und starke Präsidenten mit Rückgrat. Ihnen allen aber ist gemeinsam: Sie werden schwach gebeugt – der Präsident, des Präsidenten und folglich auch: dem Präsidenten, den Präsidenten. So gehört sich das, und so steht es ja auch im Rechtschreibduden. Ich will Sie ja nicht beunruhigen, aber es könnte sein, dass dort dereinst steht: «des Präsidents». Wie komme ich zu dieser aberwitzigen Aussage?

Duden hat schon mal vorgespurt. In Band Nr. 9, «Das Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle», steht auf Seite 885: «Das Weglassen der Endung im Dativ und Akkusativ Singular ist auch im geschriebenen Standarddeutsch so weit verbreitet, dass es nicht einfach als inkorrekt bezeichnet werden kann.» Als Beispiele sind aufgeführt: Bär, Mensch, Automat, Präsident. Ein weiteres Beispiel findet man auf Seite 364: «des Dirigents». Das schmerzt. Das mag kein taugliches linguistisches Argument sein. Aber wenn es mir doch weh tut in den Ohren! Ich bin als ehemaliger Korrektor dem Duden ja eher wohlgesinnt, aber hier knickt er mir ein bisschen vorschnell ein. Im Duden-Band «Briefe und E-Mails gut und richtig schreiben» wird ausdrücklich davor gewarnt, «dem Jurist» oder «den Prokurist» zu schreiben statt «dem Juristen» und «den Prokuristen».

Die Unterlassung der Deklination ist auch heute schon in gewissen Fällen erlaubt. Beispiel: «Er sprach mit Präsident Macron.» Aber: «Er sprach mit dem Präsidenten Macron.» Oder: «das Verhältnis zwischen Präsident und Senat». So ist keine Verwechslung mit dem Plural möglich. «Dem Präsident»? Wird das überhaupt so geschrieben? Mindestens in Qualitätszeitungen finde ich nichts Derartiges. Gebe ich «laut dem Präsident» in der Schweizer Mediendatenbank ein, erhalte ich keine zehn Belege innerhalb eines Jahres. Für «laut dem Präsidenten» aber über hundertzehn.

Ich möchte Sie also freundlich bitten, den Präsidenten weiterhin schwach zu deklinieren. Ob Bundes-, Gerichts-, Jury- oder Synodalpräsident: Beugen Sie die ganze Präsidentenschar. Und nicht nur sie. Beziehen Sie kein Geld am Bancomat, benützen Sie den Bancomaten. Dem Poeten ist nicht geholfen, wenn Sie ihn zum Poet verkürzen. Machen Sie aus dem Idiot einen Idioten. Sie tun damit meinen Ohren etwas Gutes und der deutschen Sprache auch. Seid stark, beugt schwach.



Die Bibel

Gott erkennen

Von Peter Ruch

Keiner kann sich etwas nehmen, wenn es ihm nicht vom Himmel gegeben ist (Johannes 3, 27). Es ist eine grundlegende Erfahrung, dass ich mich bemühen muss, um meine Ziele zu erreichen. Viele haben in den Jugendjahren zu wenig Fleiss in die Schule gesteckt und sich deshalb beruflich nicht – oder erst später – optimal entwickelt. Auch ich. Besonders deutlich zeigt der Wettkampfsport, wie eng der Erfolg mit einem harten Einsatz zusammenhängt.

Ist es bei der Gotteserkenntnis auch so? Zumindest gibt es spektakuläre Bemühungen, wie Menschen sich Gott annähern und ihn genauer kennenlernen wollen. Ich unterscheidet existenzielle und geistige Bemühungen. Bei den existenziellen sind Menschen bereit, auf Annehmlichkeiten, Vorteile und letztlich sogar auf ihr Leben zu verzichten, um Gott näherzukommen. So verhielten sich Eremiten, Mönche, Nonnen, Märtyrer, darunter unbeachtete Privatpersonen. Die geistigen Bemühungen zeigen sich im Studium von biblischen und christlichen Schriften, im Denken und Schreiben, Lernen und Lehren. Gebete gehören ohnehin dazu. Oftmals wurden beide Bereiche miteinander verknüpft, besonders in den Klöstern.

Zweifellos können eine solche Bemühungen bereichern. Dennoch ist von der Bibel her festzuhalten, dass die Gotteserkenntnis ausschliesslich von Gott abhängt. Das Eingangszitat stammt von Johannes dem Täufer. Für ihn reichen Worte nicht aus, wenn Gott nicht zuvor durch seinen Geist den nötigen Verstand gegeben hat. Sogar Mose, der dem Volk seine Gleichgültigkeit vorwirft, betrachtet die Gotteserkenntnis als Geschenk. *Ihr habt selbst alles gesehen, was der Herr vor euren Augen im Land Ägypten getan hat. [...] Aber der Herr hat euch bis zum heutigen Tag noch kein Herz gegeben, das versteht* (Deuteronomium 29, 1–3). Das bestätigt auch Christus: *Niemand kann zu mir kommen, es sei denn, ihn ziehe der Vater, der mich gesandt hat* (Johannes 6, 44). Das kann abschrecken. Aber noch mehr kann diese Abhängigkeit von Gott entspannen, inspirieren und Bescheidenheit schenken.

Peter Ruch war reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Unverwechselbarer Charme: Jewel (Sissy Spacek), Forrest Tucker (Robert Redford).

Kino

Altehrwürdige Renitenz

Zwei Greise in alter Angriffslust: Robert Redford und Clint Eastwood zeigen in ihren Filmen, dass sich Senioren nicht abschieben lassen wollen. Von Wolfram Knorr

Er ist ein gewitzter Filou, aber irgendwie auch ein Wolkenkuckucksheim-Spinner: der 82-jährige Forrest Tucker (Robert Redford), der es nicht lassen kann, Banken zu überfallen, alleine oder mit seinen Kumpels Teddy (Danny Glover) und Waller (Tom Waits). Als die Cops ihm mal mit Sirenengeheul nachjagen, stoppt er kurzentschlossen auf einem Highway, weil eine Dame auf dem Pannestreifen ratlos auf den Motor ihres Wagens schaut. Er eilt zu ihr. «Verstehen Sie etwas von Autos?», fragt die Farmbesitzerin Jewel (Sissy Spacek) den hilfreichen Herrn, während die Polizei an ihnen vorbeijagt. Er schiebt seinen Hut nach hinten und schaltet sein legendäres Lächeln ein: «Nein», antwortet er, und schon ist sie hin und weg von dem galanten «Old Man», durch dessen faltige Gesichtslandschaft der grosse Gatsby (1974), Trickbetrüger Johnny Hooker («The Sting», 1973), Hallodri Sundance Kid («Butch Cassidy and the Sundance Kid», 1969) und Rodeo-Strahlekerl Sonny («The Electric Horseman», 1979) in einer einmaligen Mischung flackern.

«The Old Man & the Gun» von David Lowery («A Ghost Story») ist, wie so viele aktuelle Hollywood-Filme, nach einer wahren Geschichte erzählt, und man ist gut beraten, das «Wahre» nicht allzu ernst zu nehmen. Es ist so dandyhaft wie Robert Redfords Knitter-Mimikry. Und wie es der Zufall zuweilen so will, ist er nicht der einzige Methusalem, der zurzeit mit einer «wahren» Geschichte über die Leinwand

strahlt. Auch der 88-jährige Clint Eastwood lässt es sich nicht nehmen, unter eigener Regie in «The Mule» noch mal als zauseliger Hagestolz aufzuspielen; auch er als nicht gerade bürgerliches Vorbild. Earl Stone (Clint Eastwood), eine Koryphäe als Blumenzüchter, geht wegen des Internethandels pleite. Da bietet ihm einer einen lukrativen Job als Kurier an. Dass er sich einem Drogenkartell angedient hat, kapiert er erst etwas später. Aber wer hält schon einen Truck mit einem Fahrer an, der wie eine ausgezuzelte Daddel aussieht?

«The Old Man & the Gun» und «The Mule» erzählen ihre Storys nach dem Motto: Greisentum muss nicht gleich mit Güte assoziiert werden, dafür immer häufiger mit Renitenz, egal, ob das auch mal illegales Handeln heisst. Die mangelnde Moral der Alten gibt ihrem Lebens-trotz erst die Würze, eine ehrwürdige Widerständigkeit. Man kennt das Klischee von den Opas, die wieder wie die Kinder werden, boshaft oder zumindest frivol. Die beiden sind es mit ganzem Herzen. Sie unterhöheln den grasierenden Konformitätswahn. Clint Eastwood, das grimmige Ex-Raubbein, der «Dirty Harry», verbirgt seine Sensibilität hinter selbstironischer Schrofheit, wenn er über das Internet mosert, aber die von ihm vernachlässigte Familie wiederentdeckt. Die Kritik hat ihm das als sentimental vorgeworfen. Ich bin da nicht so sicher. Psychologisch ist das nicht unplausibel, wenn einer halt (familiäre) Versäumnisse nach-

holen will. Der Alte möchte nicht abgeschoben werden, auf Parkbänken versauern und Tauben füttern. Die Familie ist sein letzter Hafen.

Robert Redford sucht als Bankräuber nicht den Weg zurück in den Schoß der Familie. Aber aufs Abstellgleis will auch er nicht, sondern er will die Gesellschaft da, wo sie am empfindlichsten ist, boshaft piksen: im Bankenwesen. Nur damit hebt sich sein 82-jähriges Ich noch einmal kräftig heraus und zeigt seine späte Autonomie. Im Gegensatz zu Eastwood bleibt er betörend lächelnd angriffslustig, auch im Eros. Er streckt, sozusagen wie Albert Einstein auf dem berühmten Foto, der Welt die Zunge heraus. Das gibt «The Old Man & the Gun» einen unverwechselbaren Charme. ★★★★★

Weitere Premieren

Tel Aviv on Fire — Der Palästinenser Salam ist Praktikant bei der erfolgreichen TV-Soap «Tel Aviv on Fire». Täglich muss er deshalb den Checkpoint zwischen Jerusalem und Ramallah passieren, bis Assi, Israel-Chef des Grenzübergangs, erfährt, dass Salam bei der Lieblings-Soap seiner Frau arbeitet. Um ihr zu imponieren, macht er Druck auf Salam, ins Drehbuch einzugreifen und die Story nach seinen Vorstellungen zu verändern. Für Salam wiederum bieten Assis Einfälle, die er für seine ausgibt, die Chance, zum Drehbuchautor aufzusteigen. Die palästinensisch-israelische Komödie wirft einen spöttischen Blick auf das



Nur zum Teil witzig: «Tel Aviv on Fire».

sture, aber auch – über die Soap – absurde Verhalten im ewigen Palästina-Israel-Konflikt. Beide, der Israeli Assi und der Palästinenser Salam, bleiben an ihren Halbwahrheiten kleben wie an Leimruten. Das ist nur zum Teil witzig, wenn die Beteiligten an ihrer Soap rumpopeln, um allen gerecht zu werden. Es gibt leider auch Längen. Entfernt erinnert der Plot an Woody Allens «Bullets over Broadway», wo der Bodyguard einer Mafia-Braut ins Stück des Bühnenauteurs eingreift, um die unbegabte Braut auf der Bühne besser zur Geltung zu bringen – und so das Stück verbessert. ★★★★★

The Prodigy — Bei der Testvorführung habe das Publikum bei einer Schockszene derart geschrien, dass sich die Produktion entschlossen habe, die Szene zu streichen. Mit Sicherheit reine PR. Denn zum Schreien ist hier nur der

alberne Plot: Ein perverser Frauenmörder wird in dem Moment erschossen, in dem der kleine Miles geboren wird. Wie der Teufel in «Der Exorzist» dient der Knabe dem Mörder als Wirt, bis er ihn zu jener Frau lenkt, der es einst gelungen ist, ihm zu entkommen. Geht natürlich nicht. Wie einem gekränkten Buchhalter darf ihm ein Opfer doch nicht einfach so entschlüpfen. Frei von jeglichem Horror-Ambiente. ★★★★★

Rate Your Date — Deutsche *feel-good*-Komödien sind gewienert und gelackt, die Menschen attraktiv, das Ambiente elegant, ihr Umfeld sind Schickeria und In-Szenen, der Eros ihr Lebensinhalt. Im Grunde eine echte Bazillenkultur. Dass nun diese Bagage Dating-Apps braucht, um Bekanntschaften zu schliessen, kann nur ihrer Langeweile geschuldet sein. Und so hetzen und wirbeln ausschliesslich kokett-attraktive



Modekulisse: «Rate Your Date».

junge Damen und nicht weniger smarte Herren um eine App herum wie um das Goldene Kalb, mimen Partnerschaftskonfusionen und sind am Ende ganz konventionell. David Dietl, Sohn von Helmut Dietl («Kir Royal»), hat die quirrlige Liebesklamotte ganz modern im Online-Zeitalter angesiedelt. Das pure Getue entpuppt sich aber schnell als Modekulisse. Davor spielt sich das immergleiche alte Geturtel ab. ★★★★★

Knorrs Liste

1	Roma Regie: Alfonso Cuarón	★★★★★
2	On the Basis of Sex Regie: Mimi Leder	★★★★☆
3	Boy Erased Regie: Joel Edgerton	★★★★☆
4	Vice Regie: Adam McKay	★★★★☆
5	Can You Ever Forgive Me? Regie: Marielle Heller	★★★★☆
6	The Wife Regie: Björn Runge	★★★★☆
7	Green Book Regie: Peter Farrelly	★★★★☆
8	The Wild Pear Tree Regie: Nuri Bilge Ceylan	★★★★☆
9	The Price of Everything Regie: Nathaniel Kahn	★★★★☆
10	If Beale Street Could Talk Regie: Barry Jenkins	★★★★☆

Jazz

Feinsinniges Elefantenkonzert

Von Peter Rüedi

Vijay Iyer, geboren 1971 in New York als Sohn indischer Einwanderer, und Craig Taborn, geboren 1970 in Detroit: Die beiden Pianisten gehören zweifelsohne zu den wichtigsten Improvisatoren und Komponisten im Jazz dieser Jahre. Beide sind so spontan, vielfältig und unvorausehbar, dass für ihre Musik ein alter Plattentitel von Ornette Coleman angebracht scheint: «The Shape of Jazz to Come». Der fällt ihnen freilich nicht aus dem Nichts in die Tasten. Sie sehen sich als Neuerer nicht ausserhalb aller Tradition, allenfalls als Fortsetzer und Wahrer einer Ästhetik der unbedingten Auslieferung an den Augenblick.

So ist denn das wagemutige Unternehmen eines Pianoduos auch eine Hommage an vier 2017 und 2018 verstorbene grosse Vorbilder: Muhal Richard Abrams, den Inspirator der Chicago-Avantgarde; die ebenso zarte und radikale Pianistin Geri Allen; den Maler und Bildhauer Jack Whitten, Bürgerrechtskämpfer und Vater der «new abstraction». Vor allem ist dieser Live-Mitschnitt aus Budapest eine Verbeugung vor Cecil Taylor, der wichtigsten Referenz für eine «Musik, einzigartig durch ihre Verhaftung im Moment ihrer Erfindung» (Iyer und Taborn in einer Notiz zur CD). Auch der Titel stammt aus einem schönen Zitat von Cecil Taylor: «We are, after all, just animals and we are a part of nature.» Was die Lebensdauer angeht, ein kurzlebiger Teil. «We are the transitory poems.»

Riskant ist das Pianoduo von Iyer und Taborn deshalb, weil beide «orchestrale» Pianisten sind. Zwar sensibel für Freiräume, ohne die eine so intime kollektive Erfindung aus dem Augenblick nicht denkbar ist. Es gibt hier elegische Anfänge, balladeske Intros; es gibt witzige Pingpongs, impressionistische Tableaus, aber auch hochenergetische Klanggewitter auf den kairoischen Gipfeln der dynamischen Architektur, in denen sich beide induktiv mit Energie aufladen. So viele Noten, das muss man erst mal aushalten. Aber jedes Fortissimo hat in diesem extrem spannenden, hoch gespannten Diskurs seinen dramatischen, seinen dramaturgischen Sinn. Grosse Musik. An der man als Hörer mit jedem Anhören wächst.



Vijay Iyer / Craig Taborn:
The Transitory Poems.
ECM 2644



Thiel

Energievogt

Von *Andreas Thiel*

Gössi: Vögtin, die Untertanen leiden unter dem Holzfeuerverbot. Sie erfrieren in ihren Häusern.

Sommaruga: Holzfeuer verursacht Russ und Rauch. Und diese sind verantwortlich für die Lungenleiden der Untertanen.

Gössi: Jetzt sterben die Untertanen an Lungenentzündung. Wollen wir den Untertanen nicht wenigstens im Winter erlauben, Feuer zu machen?

Sommaruga: Wenn wir den Untertanen weiterhin erlauben, Feuer zu machen, erwärmt sich das Klima, und dann werden die Untertanen bald gar keinen Winter mehr erleben.

Gössi: Viele Untertanen sind in den letzten Wintern seit der Energiewende erfroren. Wie lange soll das Feuerverbot denn noch bestehen bleiben?

Sommaruga: Das Feuerverbot bleibt so lange bestehen, bis die Holzfäller die Elektrizität entdeckt haben.

Gössi: Das kann lange dauern. Wir sind im Mittelalter.

Sommaruga: Solange sich alle gemütlich am Holzfeuer wärmen und ihre Mahlzeiten gedankenlos auf dem Holzfeuer kochen können, wird sich ja wohl gar nichts ändern. Denn solange die Holzfäller ihr Holz verkaufen können, hat doch die Holzfäller-Lobby kein Interesse daran, die Elektrizität nutzbar zu machen. Deshalb kann die Energiewende nur politisch herbeigeführt werden. Das Feuerverbot wird die Innovationskraft der Holzfäller fördern. Du wirst schon sehen.

Gössi: Weshalb heizen wir denn die Vogtei noch mit Holzfeuer?

Sommaruga: Was kann ich dafür, dass die Holzfäller die Elektrizität noch nicht entdeckt haben? Die Vogtei muss aufrechterhalten werden, koste es, was es wolle. Wenn die Vogtei nicht mehr zum Rechten schaut, dann funktioniert in diesem Staat ja wohl bald gar nichts mehr.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Rosenkrieg um die «Herzbaracke»

Es kriselt beim Zürcher Kleintheater «Herzbaracke»; die vielen Interessen des St. Moritzer Gemeindepräsidenten. *Von Hildegard Schwaninger*

Federico Emanuel Pfaffen hat für sein vierzigjähriges Theaterschaffen den Anerkennungspreis der Stadt Zürich bekommen (25 000 Franken), doch hinter den Kulissen seines zauberhaften Kleintheaters «Herzbaracke» kriselt es. Es spielen sich strindbergsche Szenen ab zwischen Pfaffen und seiner Noch-Ehefrau **Barbara Pfaffen**. Die beiden sind seit achtzehn Jahren getrennt. Pfaffen führt das Theater gemeinsam mit der wesentlich jüngeren Grafikerin und Sekretärin der «Herzbaracke», **Nicole Gabathuler**. Jetzt will er überraschend die Scheidung, seine Ehefrau wehrt sich.

Die «Herzbaracke» wurde 1997 gegründet, Barbara Pfaffen meint, dass es ihre Idee war. Sie lud den etwas chaotischen Ehemann nach Hamburg ein und entführte ihn in ein entzückendes Varieté voller rauschender Frauenkleider und plüschiger Träume und sagte ihm: «Du und unsere Familie brauchen eine feste und beständige Aufgabe! Du kannst das bauen! Du schaffst das!» Federico Pfaffen, handwerklich begabt, sieht das etwas anders. «Ich hatte schon vorher ein Theaterschiff am Bellevue.» Seit 1997 Schaukelt die «Herzbaracke» am Zürichsee am Bellevue oder in Rapperswil. Ein riesiger Erfolg. Die Shows sind immer ausverkauft; **Tina Turner** feierte hier einmal ihren Geburtstag.

Barbara Pfaffen befürchtet, dass Federico Pfaffen das Schiff «Herzbaracke», das für 1,2 Millionen Franken versichert ist, seiner Freundin überschreiben könnte. Sie wehrt sich dagegen; das Schiff sei Familienbesitz, gehöre also

auch ihr und den beiden erwachsenen Kindern, **Anna Sophie** (geboren 1988) und **Tizian Emanuel** (1997). Tochter Anna Sophie Pfaffen ist gelernte Erzieherin; sie gab, als Federico Pfaffen 2015 krank wurde (er überstand eine schwere Operation), auf Wunsch ihres Vaters ihre Arbeit im Montessori-Kindergarten auf, um bei der «Herzbaracke» mitzuhelfen. Doch sie verstand sich mit der Freundin des Vaters nicht (Barbara Pfaffen glaubt: «Es war ein Kampf um die Macht»), also hörte sie 2018 dort auf.

Federico Pfaffen ist eine stadtbekannteste Künstlerfigur. Immer on the road, oft spätnachts unterwegs, immer etwas chaotisch und immer knapp bei Kasse. Wobei die Kasse nicht so knapp sein kann, wie seine Frau Barbara vermutet. Schliesslich ist das Varieté-Theater jeden Abend ausverkauft, in ihren Augen also eine Goldgrube.

Es steht, wie oft bei Scheidungen, Aussage gegen Aussage. Federico Pfaffen: «Ich bin ein Künstler, lebe von der Hand in den Mund. Ich habe keine Reserven.» Barbara Pfaffen hat – mit ihrer Arbeit als Gründerin und Pionierin von Kindertagesstätten in Zürich – stets einen grossen Teil des Lebens der Familie finanziert. Ihre Kinderkrippen sind seit 2017/18 geschlossen, gerne würde sie das Theaterschiff übernehmen. Barbara Pfaffen schwärmt: «Ich liebe die Kunst und das Theater. Ich bin in Paris aufgewachsen, habe dort in Kellertheatern **Jean Gabin** und **Jean-Louis Barrault** erlebt, war in Roms Cinecittà mit **Federico Fellini**, **Giulietta Masina** und **Gina Lollobrigida** am Set, das hat meine



Fast verliebt

Rockstars in Chitin

Von *Claudia Schumacher*

Der frühe Frühling macht so Sachen: Mal ist er da, dann geht er wieder. Aber er hat sich schon mal angekündigt – bald wird er uns endgültig in Blütenduft hüllen. Höchste Zeit, über den Hirschkäfer zu reden.

Die Existenz des Käfers mit dem geweihten Oberkiefer ist nämlich eine der interessantesten Metaphern für die Wendung zum Guten, die in jedem Leben möglich ist. Das durchschnittliche Hirschkäferdasein hält uns vor Augen, dass der persönliche Frühling machbar ist, selbst am toten Punkt. Mehr als in vielen Menschen steckt in diesem kleinen Tier der brachiale Wille zum Glück und zum prallen Leben – besonders, was die Liebe angeht. Gottverdammte Rockstars im Chitinpanzer, das sind die Hirschkäfer.

Wussten Sie nicht? Ging mir auch so. Bis ich neulich mit einer Wissenschaftsjournalistin in einer Bar versackte und sie mir von dem speziellen Käfer erzählte. Die Erkenntnisse, die ich aus ihrer Erzählung gewann, trafen mich so hart, dass ich fast den geteilten Joint hätte fallen lassen.



Erfolg: Federico Pfaffen (r.), Freundin Nicole.



«Ich liebe die Kunst»: Barbara Pfaffen.



Talent zur Selbstinszenierung: Christian Jott Jenny.

Passion für das Theater und das Leben geschult.» Kurz: Sie träumt davon, das Lebenswerk ihres Mannes zu übernehmen.

Nun klingelte es kürzlich an ihrer Tür in der Zürcher Altstadt. Der Postbote stand mit einem eingeschriebenen Brief da. Die Scheidungspapiere! Barbara Pfaffen wehrt sich. «Wir haben in der katholischen Kirche geheiratet. Das Eheversprechen ist für mich heilig und unauflöslich.» Federico Pfaffen droht jetzt mit einseitigem Scheidungsbegehren. Barbara Pfaffen will das gemeinsame Lebenswerk für sich und ihre beiden erwachsenen Kinder retten.

Warum will Federico Pfaffen die Scheidung? «Ich möchte die Situation bereinigen.» Will er Nicole heiraten und ihr dann die «Herzbaracke» überschreiben? «Wir werden ganz sicher nicht heiraten. Und die «Herzbaracke» überschreibe ich niemandem. Sie gehört mir. Ich werde an Deck stehen bis an mein Lebensende.» Der erste Scheidungstermin ist am 12. März. Ein ganz und gar nicht von Herzenswärme getragener Rosenkrieg!

Die St. Moritzer haben mit dem neuen Gemeinde-Hauptling Christian Jott Jenny quasi die Katze im Sack gewählt, einen Entertainer ohne politische Erfahrung – aber mit viel Talent zur Selbstinszenierung. Jetzt gab Vizegemeindepräsidentin Regula Degiacomi den Beschluss bekannt, man werde das Amt ihres neuen Gemeindepräsidenten Christian Jott Jenny auf einen 90-Prozent-Job kürzen. Und damit auch das Gehalt um zehn Prozent. Grund: Er soll das Recht haben, weiter einen Teil seiner Arbeitskraft sowohl in das Festival da Jazz als auch in seine Aktivitäten als Sänger, Tänzer und Alleinunterhalter zu stecken.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

dem Totholz! Einfach so. Denn es ist Frühling, nach sechs elenden Jahren Finsternis. War der Job bisher eine Zumutung, der Sex nicht vorhanden und das Essen ein schlechter Witz, macht der vom Totholz auferstandene Hirschkäfer jetzt keine Gefangenen mehr. Vibrierend, von so viel Leben, Farben und Düften völlig verstört, fliegt er durch die Sonne, rammelt sich von einer Liebschaft zur nächsten – und ist dabei die meiste Zeit volltrunken von zuckerhaltigen Baumsäften. Der Hirschkäfer brennt. Er gibt alles. Für die Dauer eines Sommers ist die Welt seine Spielwiese, und er ist der König. Vergessen sind die Jahre des Totholzfressens.

Denken Sie nicht auch: Was der Hirschkäfer kann, kann ich schon lang? In diesem Sinne wünsche ich Ihnen, mir und allen Hirschkäfern da draussen: ein zauberhaftes Frühlingserwachen.

Was schätzen Sie, wie lange lebt so ein Hirschkäfer? Einen Sommer lang vielleicht? Das war zumindest mein Tipp – aber weit gefehlt: Der Hirschkäfer kann mehr als sechs Jahre alt werden. Wie viele grosse Geschichten beginnt auch seine am Abgrund: Er steckt verpuppt im Totholz. Denn als Larve ist es der Job des Hirschkäfers, Totholz zu verstoffwechseln. Ein Dienst am Ökosystem, der trister nicht sein könnte. Weitaus schlimmer als der des gängigen Büroarbeiters im Hamsterrad: kein Urlaub, keine Bewegung – nicht einmal Licht! In dieser Lebensphase ist es die Hauptaufgabe des Hirschkäfers, unbemerkt zu bleiben und fauliges Holz zu futtern. Tag für Tag für Tag, eine Ewigkeit lang. Denn: Eine Larve ist der Hirschkäfer bis zu sechs Jahren – ein gestandener Käfer mit Geweih aber nur wenige Monate!

Plötzlich durchbricht der Hirschkäfer aber sein Elend, unverhofft, und raus kommt er aus



Unten durch

Katzenbürste

Von Linus Reichlin

Als ich noch Haare hatte, machte ich mir über meine Frisur keine Gedanken – warum auch, sie entstand von ganz allein! Da ich Seitenschläfer bin, waren meine Haare morgens links platt an den Kopf gedrückt, rechts standen sie wild ab. Für eine so avantgardistische Frisur bezahlen Frauen ihrem Coiffeur ein Vermögen, ich kriegte sie gratis. Danach fuhr ich in meinem Cabriolet ins Büro, und wenn ich dort ankam, hatte ich die Frisur eines Mannes, der im Windkanal eines Flugzeugherstellers gefrühstückt hat. In der Zeit bis zum Mittagessen senkten meine Haare sich autonom aus der Horizontalen um 90 Grad, bis sie wieder senkrecht den geodätischen Linien des Gravitationsfeldes der Erde folgten. Bevor ich in die Kantine ging, kämmt ich mir mit einem Taschenkamm die Stirnhaare in Richtung Hinterkopf. Das hatte nichts mit einem Bedürfnis nach Frisur zu tun, sondern ich wollte nur sehen können, was ich ass. Es war genau genommen auch kein richtiger Taschenkamm, sondern die Katzenbürste, mit der meine Frau die losen Haare aus dem Fell unseres Büsis gebürstet hatte, bevor sich dieses die Räder eines Lieferwagens von unten anschaute.

Nach dem Unfall dachte ich: «Wozu soll ich mir einen Kamm kaufen, wenn hier eine herrenlose Katzenbürste rumliegt?» Nach dem Mittagessen in der Kantine geriet ich meistens in ein biologisches Tief, und wenn ich aus dem Büroschlaf wieder erwachte, waren meine Schläfenhaare an der Stelle ganz verwirbelt, an der mein Kopf direkt neben der Austrittsöffnung des PC-Ventilators gelegen hatte. Dieser Wirbel hielt sich erstaunlich lange, vor allem, wenn ich vor Feierabend noch an einer Sitzung teilnehmen musste. Denn um etwas gegen die Langeweile zu tun, drehte ich an der Sitzung mit dem Finger die verwirbelten Haare zu Wirbelzöpfchen, die sich erst wieder bei der Heimfahrt im Cabriolet lösten, und auch nur, wenn ich schneller als 120 fuhr. Beim Abendessen mit meiner Frau gab es meistens Streit über irgendwelche Nebensächlichkeiten wie mangelnde Zärtlichkeit, fehlendes Einfühlungsvermögen und dauernde Rechthaberei – dadurch veränderte sich meine Frisur erneut. Denn ich fasste mir beim Streiten vor

>>> Fortsetzung auf Seite 64

Fassungslosigkeit über den Egoismus meiner Frau vehement in die Haare oder strich sie mit beiden Händen straff nach hinten, wenn ich sagte: «Ich halte es nicht mehr aus!» In solchen Momenten hatte ich die Frisur von Al Pacino im zweiten Teil von «Der Pate». Und das – wohl-bemerkt! –, ohne dafür einen einzigen Rappen auszugeben. Meine Frisuren bildeten sich immer von selbst, und wenn sie nicht während der Arbeit oder wegen Beziehungsproblemen entstanden, dann durch den Einfluss der Natur. Beim Angeln arbeiteten manchmal das ganze Wochenende lang die Elemente Wind, Wasser und Bier an meinen Haaren – einmal sogar auch das Element Feuer, als ich betrunken am Lagerfeuer einschlieft.

Diese Frisur hätte ein schlauer Damencoiffeur «Burning-Head-Style» genannt und meiner Frau 250 Franken dafür abgeknöpft. Meine Frau behauptet, dass ihre neuen Frisuren jeweils der Lebensphase entsprechen, in der sie sich gerade befindet. Aber wenn das stimmt, tritt sie alle drei Monate in eine neue Lebensphase ein, das macht vier Lebensphasen pro Jahr – da frage ich mich, wie die sich noch voneinander unterscheiden sollen? Ich glaube, dass Frauen Frisur mit Lebensphase verwechseln. Im Grunde stecken sie immer in derselben Lebensphase, und weil das langweilig ist, gehen sie zum Coiffeur und sagen: «Jacques, ich habe in letzter Zeit das Gefühl, dass sich in meinem Leben etwas ändern muss.» Und der clevere Jacques sagt: «Fangen wir doch gleich mal mit der Frisur an.» Und schon kann die Lehrtochter Birgül an der Kasse eine doppelt gestrandete Dauerwelle mit Aloe-Enhancing eintippen. Wenn ich so was will, schmiere ich mir einfach Hundefutter in die Haare und gehe in ein Tierheim – fertig!

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Rotes Österreich

Von Peter Rüedi

Noch mag ich mich erinnern an die Zeiten, als für uns Weine aus Österreich in erster Linie bis ausschliesslich Weissweine waren – grosse Weissweine, wohlverstanden, Grüne Veltliner und Rieslinge aus der Wachau und aus Kamptal. Deren unzweifelhafter Glanz hat beim Schweizer Normalkonsumenten die Attraktivität der Rotweine aus Österreich verdunkelt, bis heute: Weine aus Zweigelt, St. Laurent, allen voran aus der Sorte Blaufränkisch, deren Namen nichts mit Franken zu tun hat, sondern mit Frankreich. Ihr Ursprung liegt im Dunkeln, manche führen ihn auf eine Rebbau-reform Karls des Grossen zurück, was ampelografisch schwer zu belegen ist. Egal. Was für uns Weintrinker zählt, ist, dass Blaufränkisch die anspruchsvollste, interessanteste Rotweinsorte Österreichs ist und die Weine aus ihr vielschichtig, in ihren besten Interpretationen zugleich komplex und elegant, kräftig und reich an Finessen, fruchtig und substanziell sind.

Das Zentrum des Blaufränkisch ist, von der kleinen Appellation Carnuntum westlich von Wien abgesehen, das Burgenland, die Hänge

um den Neusiedlersee, vor allem aber das Mittelburgenland.

Cracks wie Roland Velich in Neckenmarkt auf seinem Weingut Moric (demnächst in dieser Kolumne!) und Silvia Heinrich mit ihrem Betrieb in Deutschkreutz (ihre Etiketten führen im Logo noch «J. Heinrich», den Namen ihres Vaters Johann, von dem sie das Gut 2010 übernommen hat) erbringen nebst anderen im «Blaufränkischland» (so nennt sich das Mittelburgenland, wie der Klettgau «Blauburgunderland») den Beweis, dass Blaufränkisch eine Sorte für wahrhaft grosse Weine ist.

Deutschkreutz, wo Silvia Heinrich 37 Hektaren bewirtschaftet, ist Grenzland. Es heisst ungarisch Sopronkeresztúr und hebräisch Zelem, was heisst, dass es, bis die Nazis 1941 die Synagoge sprengten, auch ein bedeutendes jüdisches Zentrum war. Ein interkultureller Kreuzpunkt. In der Spitzenlage Goldberg pflanzen die Heinrichs seit 1947 Blaufränkisch, erst die Grosseltern auf drei, nach dem Vater heute Silvia auf acht Hektaren. Sie sieht sich als Glied in einer genealogischen Kette, als Erbe vergangener und als Statthalterin kommender Generationen, und sie vergleicht ihre Weinberge mit Kindern, die es zu hegen und pflegen gelte und umsichtig zu begleiten, auf dass sie ihren eigenen Charakter entwickeln. Na ja. Ihr 2015 Goldberg Reserve ist jedenfalls ein blaufränkisches Nonplusultra: schwarzvertiefte Waldbeeren, die sortentypischen Brombeeren, Kirschen, aber auch ein Unterzug von Lakritz, dunkler Schokolade, etwas Tabak; gut dosiertes Holz, feines Tannin, viel Power. Lang – im Mund und in der Lebenserwartung.

Silvia Heinrich Blaufränkisch Burgenland Goldberg Reserve 2015. 13,5%. Gerstl, Spreitenbach. Fr. 29.50. www.gerstl.ch



Salz & Pfeffer

König des Salsiz

Von Andreas Honegger

Die Vorfahren von Ludwig Hatecke wanderten vor über 150 Jahren ins Engadin ein und gründeten in Scuol einen Metzgereibetrieb. 1982 übernahm Ludwig Hatecke den Betrieb, und es dauerte nicht lange, bis der Familienname zu einem Begriff wurde für

spezielle Fleischwaren. Primär wurde der Engadiner Salsiz zu einer Delikatesse entwickelt, aber auch zu einem mageren und dennoch sehr aromatischen Stück, das auch Linienbewussten entgegenkam. Trockenfleisch aller Art ergänzte bald das Sortiment: Neben dem Rind kamen Hirsch, Reh, Gämse und Steinbock hinzu. Die besondere Qualität, aber auch das Marketing mit dem beliebten Hochtal öffneten bald viele Verkaufskanäle. Der Laden in Scuol wurde kühl, aber einladend gestaltet, und die – meist dreieckigen – Salsiz- und Trockenfleischstücke erhielten ihre klassische schwarze Verpackung.

Schliesslich entschloss sich Hatecke, in St. Moritz einen Laden zu eröffnen und diesem ein kleines Restaurant beizufügen. Das Angebot ist vielseitig. Man kann sich für eine hervorragende Gerstensuppe entscheiden, aber auch die Karottensuppe mit Ingwer ist ausgezeichnet. Im Pot-au-Feu hat es hervorragendes, aromatisches Fleisch. Vor dem Lokal stehen «Big Green Egg»-

Grills herum: ein Hinweis, dass hier auch Fleisch grilliert wird. Einem, der weiss, wie man mit Fleisch umgeht, kann man sich gut anvertrauen. Aber starten sollte man immer mit den verschiedenen Trockenfleischarten, die Hateckes Ruf begründet haben. Hatecke arbeitet dafür mit 110 Engadiner Bauern und 150 Jägern zusammen.

Seine Produkte sind schon seit langem bei Globus erhältlich. Dennoch hat er vor einem guten halben Jahr in Zürich ein Verkaufslokal, verbunden mit einem Restaurant, eröffnet, an der Usterstrasse beim Löwenplatz. Auch hier ist das Ambiente puristisch-kühl, aber das Angebot ist herzerwärmend. Das umso mehr, wenn der charmante Ludwig Hatecke selbst hinter der Theke steht.

Hatecke, Via Maistra 16, St. Moritz. Tel. 081 833 12 77
Hatecke, Usterstrasse 12, Zürich. Tel. 044 542 86 85
Bacharia Hatecke, Stradun 197, Scuol. Tel. 081 864 11 76



Subaru-Botschafter seit 40 Jahren: Bernhard Russi mit seinem Forester. Obere Reihe: 1979, mit Bundesrat Kurt Furgler und Walter Frey (v.l.).

Auto

Bernhard Russi, Andermatt

Der Olympiasieger in der Ski-Abfahrt von 1972 fährt seit vierzig Jahren Subaru. Hier erzählt er, wie es dazu kam. *Von David Schnapp*

Es gibt kaum eine Automarke, die dermassen schweizerisch wirkt wie Subaru, obwohl sie durch und durch japanisch ist. Wer aufmerksam durchs Land fährt, dem fällt auf, dass die Dichte an Subaru-Garagen zunimmt, sobald man in den voralpinen Raum gelangt. Dafür verantwortlich sind natürlich die Autos selbst: Sie sind kompakt, haben Allradantrieb, Boxermotoren und ein hervorragendes Preis-Leistungs-Verhältnis.

Und Subaru hat Bernhard Russi. Seit Subaru 1979 auf den Schweizer Markt kam, ist der Abfahrts-Olympiasieger von 1972 Markenbotschafter und ein Teil des Erfolgs. Denn Russi ist eigentlich wie Subaru. Ein sympathischer Mann, der im Vergleich zu den heutigen Ski-Alpin-Brocken fast feingliedrig wirkt. Der siebzijährige Russi ist frei von jeglichen Allüren, wohnt immer noch in Andermatt, wo er geboren wurde und aufgewachsen ist, und erzählt hier, wie er zu seinem ersten Subaru kam.

«Eigentlich wollte mich Autoimporteur Walter Frey als Botschafter für British Leyland gewinnen, im August 1979 war der Jaguar schon bestellt, und der Vertrag lag zur Unterschrift bereit. Als ich bei Frey eintraf, stand da aber noch dieses *Truckli* – ein Subaru mit Allradantrieb. Ich wurde neugierig und wollte eine Probefahrt machen. Frey fuhr mit mir durch den Wald, über Stock und Stein. Am Ende sagte ich zu ihm: «Das wäre eigentlich das ideale Auto für mich.» Darauf nahm Walter Frey den Vertrag, strich mit Hilfe eines Lineals «British Leyland» durch und schrieb von Hand «Subaru» darüber.

Lebenslanger Vertrag

Frey wollte aus Subaru eine Schweizer Marke machen. Es gab Inserate mit mir und der Zeile «Ich habe Ihnen etwas zu sagen». Darauf folgte ein für heutige Verhältnisse unfassbar langer Werbespot von drei Minuten

Dauer! Seither ist Subaru gewissermassen auf meine Stirn tätowiert. Es gab zwar Versuche, mich zu anderen Marken zu holen, aber ich wurde so stark mit Subaru identifiziert, dass ein Wechsel nicht in Frage kam. Zum einen passt Subaru zu mir, und zum andern hätte ein Wechsel meiner Glaubwürdigkeit geschadet. Das ist vielleicht auch Teil meiner berglerischen Art. Ehrlich zu sein, gehört da dazu.

Bei der ersten Vertragsverlängerung nach drei Jahren hatte Walter Frey kein Honorar festgelegt, sondern die Zeile leer gelassen. Er stellte es mir frei, einen Betrag einzutragen. Zum Glück konnte ich damals der Versuchung widerstehen, eine höhere Summe zu verlangen. Ich liess die Vernunft walten und bin bis heute froh darüber. Das hat nichts mit falscher Bescheidenheit zu tun, sondern ist einfach meine Erziehung: Mein Vater hat als Bahnmeister 2750 Franken verdient. Das hat mir die Relationen aufgezeigt. Ich wollte nicht dem Geld nachrennen, sondern nur so viel verdienen, dass ich nicht zu wenig hatte. Vor fünf Jahren haben wir dann den Subaru-Vertrag lebenslänglich verlängert. Zurzeit fahre ich einen Forester 4x4 mit dem Kontrollschild UR 5000, und wenn ich damit unterwegs bin, grüssen mich die Leute auf der Strasse.»



Tamaras Welt

Der gemeinste Witz überhaupt

Die Fasnacht taugt für Humorlose etwa so gut wie eine Fahrt durch den Bobkanal ohne Untersatz.

Von Tamara Wernli

Kennen Sie den Witz: «Wo sehen Frauen am besten aus? Auf alten Fotos.» Oder diesen: «Schliesse deine Frau und deinen Hund in den Kofferraum ein. Warte fünfzehn Minuten und mach den Kofferraum wieder auf. Wer freut sich?» Der Brüller. Ich liebe Witze, Comedy, auch Schnitzelbänke an der Fasnacht, und Frauenwitze finde ich besonders lustig. Manche haben die Veranlagung, bei mir vor lauter Lachen Ganzkörpertourette auszulösen. Gerade jetzt zur Fasnachtszeit erhitzen sich die Gemüter aufgrund politischer Unkorrektheit ja wieder gerne: Wie *20 Minuten* berichtet, hat sich schon eine anonyme Gruppe über Fasnächtler beschwert, die über LGBTQ-Anhänger ulkten.

In Deutschland sind die Witz-Beleidigten einen Schritt weiter. Statt Inkognito-Kritik gibt's dort Face-to-Face-Beschwerde an Ort und Stelle. Neulich machte der Komiker Bernd Stelter («7 Tage, 7 Köpfe») in einer Karnevalsshow einen mässig lustigen Witz über Doppelnamen. Doppelnamen! Der Witz hatte Auswirkungen auf das mässig stabile Nervenkostüm einer Dame im Publikum. Sie echaufferte sich derart, dass sie auf die Bühne sprang und Stelter anfuhr: «Männernamen sind immer toll – und Frauennamen sind immer scheisse. Und Doppelnamen sind Doppelscheisse.» Die Frau musste daraufhin den Saal verlassen; seither findet in Medien und sozialen Medien eine angestrenzte Debatte über Doppelnamen und Humor statt. Persönlich bin ich ja für Dreifach-Namen; der dritte ist der, mit dem man sich identifiziert.

Die Empörung der Zuschauerin über die Ungerechtigkeit stiess auf grosse Zustimmung bei den üblichen Verbündeten aus dem kultivierten Milieu der Humorlosen. Man griff jetzt Stelter für seinen Witz an, wetterte

gleich noch über den schlechten Humor beim Karneval ganz allgemein. Melanie Amann, Leiterin Hauptstadtbüro des *Spiegels*, twitterte: «Karneval hin oder her: Als Tochter einer Frau mit Doppelnamen habe ich die Häme satt, die über meine Mutter und Frauen wie Annegret Kramp-Karrenbauer ausgegossen wird – oft von Männern, die nie ihre Namen für die Ehe aufgegeben hätten. Hut ab vor dem Mut dieser Frau.»

Einer, der immer wieder für seine derben Witze angegriffen wird, ist der britische Comedian Ricky Gervais. Er schreibt bei Twitter: «Nur weil jemand beleidigt ist, heisst das nicht, dass er im Recht ist.» Und: «Die Frage, ob man über ein Thema keine Witze machen darf, ist nicht weniger lächerlich als jene, ob man über ein Thema nicht sprechen darf.» Beleidigung sehe er als Kollateralschaden von Redefreiheit. «Ich hasse den Gedanken, dass die Meinung einer Person abgeändert oder sogar zum Schweigen gebracht wird, weil jemand sie irgendwo vielleicht nicht hören will. Ausserhalb von Gesetz brechen oder jemandem physischen Schaden zufügen ist <Gefühle verletzen> fast unmöglich objektiv zu messen.» Wenn niemand je verletzt werden sollte, dürfte man gar keine Witze mehr machen.

Dass man Leute feiert, die wegen eines Witzes gekränkt sind, ist – auch im Zeitalter von Empörungskultur – eine neue Dimension. Hätte eine Zuschauerin bei einer Fasnachts-show im Jahr 2000 wegen eines unliebsamen Witzes die Bühne gestürmt, wäre sich die Restwelt eingewesen: «Was ist denn mit der los, spinnt die? Ist ja nur ein Witz.» Im Jahr 2019 benebelt die emotionsgeladene Empfindlichkeit bei vielen den Geist, wenn sie rufen: «Schlechter Witz! Schlechter Comedian!

Mutige Frau! Applaus!» Ich habe einen Moment lang überlegt, ob ich lachen oder weinen soll. Aus der Pro-Witz-Gruppe meinte immerhin der deutsche Comedian Shahak Shapira bei Twitter: «Du bist kein Held, wenn du eine Comedy-Show besuchst und dann entscheidest, von einem Witz beleidigt zu sein, der nichts mit dir zu tun hat. Beleidigt sein ist keine Heldentat, und wir sollten aufhören, beleidigte Leute zu feiern, als wären sie mutig oder selbstlos.»

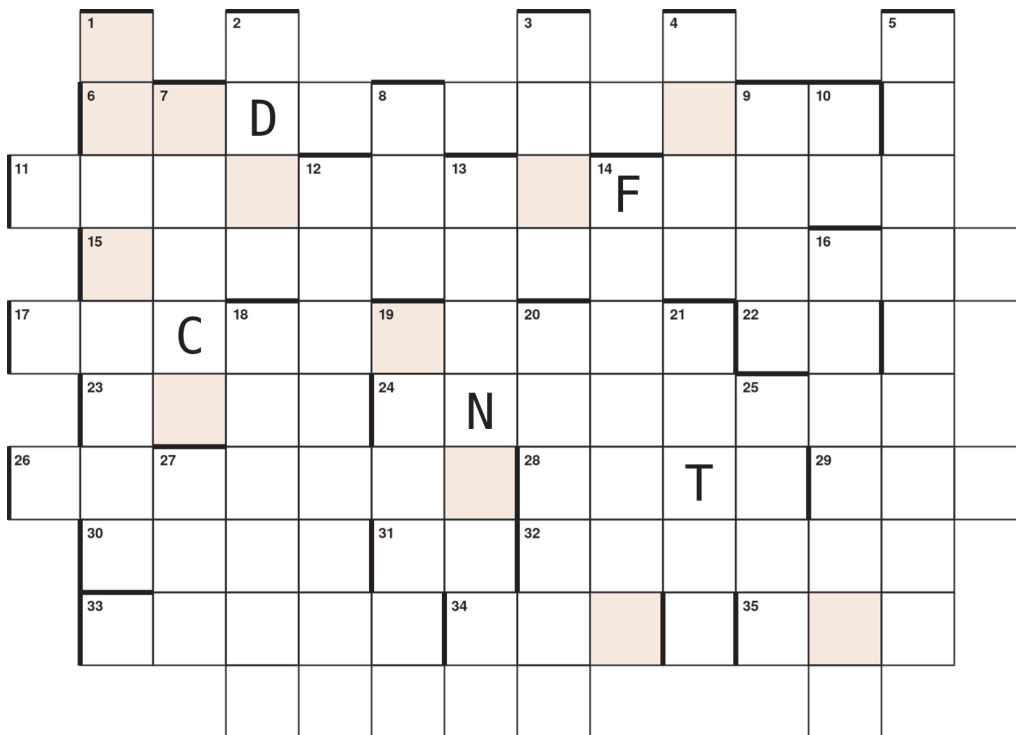
Gruppe eins macht es einem wirklich nicht leicht, sie nicht als die selbstmitleidigen Zeitgenossen zu sehen, die sie nun mal sind und die in übertriebener Selbstverliebtheit alles auf sich beziehen. Witze über Doppelnamen sollten jetzt als Beispiel für Alltagssexismus dienen? Warum? Weil Frauen heute keine andere Wahl haben, als den Namen des Mannes anzunehmen? Weil uns #MeToo gelehrt hat, dass, wenn wir unter etwas so Schrecklichem wie einem Gag leiden, es dann auch tatsächlich schrecklich ist, egal, wie es gemeint war? Gemäss der Logik wäre dann übrigens auch jener ein Sexist, der mich nach meinem Alter fragt. Mir egal, wie es gemeint ist. Was zählt, ist, wie es bei mir ankommt.

Der Skandal wurde von den Medien einige Tage verlängert, indem sie wie etwa *Focus* online eine Umfrage starteten: «Muss sich Bernd Stelter für seinen Doppelnamen-Witz entschuldigen?» Dass 86 Prozent mit Nein antworteten, liegt wahrscheinlich daran, dass nur frauenhassende Drecksäcke abgestimmt haben.

Persönlich beantworte ich die Frage mit Ja. Ja, Comedians sollten sich bei Menschen entschuldigen, die sich durch ihre Witze gekränkt fühlen. Sie sollten die Witze im Vorfeld mit Feministen- und Randgruppenverbänden besprechen. Das Ministerium für Wahrheit in den Kreativprozess miteinbeziehen. Den Zuschauern während der Show einen Sorgenbeauftragten zur Seite stellen. Und gratis Kleenex an alle verteilen.

Eine schöne Fasnacht Ihnen allen!

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.



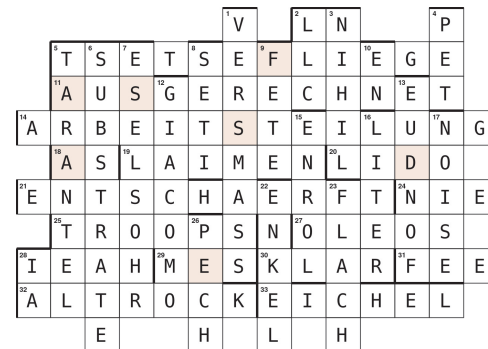
Lösungswort — *Sorgt in der Disco für Stimmung.*
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **6** Kaufhausdetektiv oder dessen Schutzes wenig bedürftige Ware. **11** Zwerg, Elf und für viele Statur mit Modelmassen. **15** Trockenperioden oder feuchtföhliches Feiern führen oft dazu. **17** Alu und Karton sind's, Restenausschank macht Pinte dazu. **22** In drin drin und hierin insgesamt fünfmal erwähnt. **23** Fassbarer Ertrag der Wissenschaft in Kurzform wird mit no zu bereits veralteter Zukunftsmusik. **24** Mittig namentlich Unteilbares dabei, lehrt ebensolcher (Leichen-)Aufschnitt Struktur. **26** Rückenschonender Kraftwandler, endlich auch kleinster Kanton. **28** Rinne fehlt nicht viel zur Dirne. **29** Hoffnung auf baldigen solchen treibt sowohl Junkies wie auch Softwareentwickler an. **30** Verkümmerte Form verkümmerter Versorgungsstelle sitzt nicht nur beim Rad zentral. **31** Kurz und bündig: elementar 32, kantonalsüdwestlich. **32** Petros' Lauf-ist Sprachbasis für Anlagen à la Hockenheimring. **33** Am Baum, im Mund oder im Portemonnaie zu finden. **34** Amerikanische Antwort auf schottischen Gerstenbrand. **35** Liefert iron und mit Längenmass noch mehr.

Senkrecht — **1** Mnemoniker liess sich diese bis 2006 jeden Sonntag von seinem Vater erklären. **2** Ermöglicht, Akronym verrät's Englisch Sprechendem, hochauflösende Fernsicht. **3** U.a. Nachbars MFK, ausgeschrieben mindestens zu 2/3 auch auf 8 Senkrecht zutreffend. **4** Sollte man bei der Martini-Zubereitung für Double O Seven besser unterlassen. **5** Kohldampfdämpfer, folgt Amuse-Bouche. **7** Name der Dame ist südlicher auch bspw. Sambuca. **8** Omnipräsente Konferenzteilnehmerin ist beharrsam elektronischem Rauschen am Lauschen. **9** Eine singt, einer schwimmt. **10** Iwans TLD ist vom Grund aus von Grund auf. **12** Geht, in Buddhismus endend, ab gewissem Alter mit Bewegung einher. **13** Akritischer Gefolgsmann verfügt nur hier über Neugier. **14** It's not a bug, it's a ___! **16** Deren Träger muss so einiges ertragen, wenn Getragenes an Polizei gehängt. **18** Ye (not that) olde fridge. **19** Lösungen mit pH-Wert > 7 bestehen fast vollständig aus Guckern. **20** Dieser Halunke wird nach Extremitätenverlust zum automatischen Abzocker. **21** Wirbler: von hinten wie von vorne zur Mitte hin Grundfarbe. **25** Nicht die Iren schreiben das Ihre – denkwürdig und kurz – mit ire, sondern die Franzosen. **27** Eines – mit massivem Zusatz borstig – entspricht 10⁵ Pa.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 607



Waagrecht — **2** LN: Logarithmus naturalis **5** TSETSEFLIEGE: IJ=(kyr.) Tse **11** AUSGERECHNET: z. B. a = ln(e^a) **14** ARBEITSTEILUNG **18** AS(s) **19** LAIMEN: engl. Laien, Anagramm von meanly **20** LIDO **21** ENTSCHAERFT **24** NIE(der) **25** TROOPS: engl. Truppen od. Soldaten **27** OLEOS: span. Öle **28** IEAH **29** MES: span. Monat, franz. meine **30** KLAR(text) **31** Grüne FEE: Absinth **32** ALTROCK: Alt=Alternativ **33** EICHEL: Anagramm von Leiche.

Senkrecht — **1** VERSMASS **2** LLC: Limited Liability Company **3** NIHIL(ismus) **4** PET: «man's best friend» = Hund **5** Wie von der TARANTEL gestochen. **6** SUBSTRATE **7** ESEL, **8** SETI **9** FETE: fête und été **10** EN (route) **12** GIACOMO (Casanova) **13** EUDNOF: Fondue rückwärts **15** ENROL: engl. sich immatrikulieren, Lorne rückwärts **16** LITER **17** NOISE **22** E(N)KEL **23** FLACH wie eine Flunder. **26** PECH **28** (Sven)IA

Lösungswort — **FASSADE**

Hilfreiche Tipps und die Auflösung dieses Rätsels finden Sie auf:
www.raetselfactory.ch/weltwoche.html



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



ROLEX

DIE CELLINI MOONPHASE

Eine einzigartige Interpretation der Mondphasen,
die klassische Eleganz mit einem Hauch von Moderne verbindet.
Rolex. Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



CELLINI MOONPHASE

BUCHERER

1888

bucherer.com